Gegenwärtiger Zustand der Besizungen der Holländer in Ostindien,

aus dem Französischen

mit einer Einleitung und Anmerkungen vom Uebersezer.

Nürnberg
bey Ernst Christoph Grattenauer 1781

Vorrede.

Die kleine französische Schrift, die ich hier übersezt dem Leser vorlege, ist bereits durch Herrn Hofrath Meusel in Deutschland bekannt gemacht worden, der das wichtigste von den Nachrichten von dem gegenwärtigen Zustande der Holländischen Besizungen in Ostindien, im ersten und zweiten Stück seiner historischen Litteratur für das Jahr 1781. übersezt geliefert hat. Dieser Uebersezung verdanke ich den richtigen Verstand mancher Stellen, und bei manchen, besonders komischen, Worten den genau anpassenden Ausdruck.

Als Druckort ist auf dem Titel des Originals Batavia, ohne Jahrzahl, angegeben; es ist

aber, nach Herrn Meusels Anmerkung, in Lüttich oder Mastricht im Jahr 1780 gedruckt.

Schon das Französische, das nicht immer das reinste ist, läßt vermuthen, daß der Verfasser ein Holländer sei; auch sagt er häufig: wir, wenn er von den Holländern redet. Daß er selbst in Ostindien gewesen sei, sieht man aus seiner Schrift deutlich; daß er in den Diensten der Compagnie manche unangenehme Begegnung erlitten habe, läßt sich aus der Heftigkeit schliesen, mit der er von manchen Personen und von manchen Einrichtungen spricht; und, wenn man Vermuthungen zu wagen Lust hat, so kann man aus S. 82 und 83 glaublich finden, daß er als **Unterkaufmann** mit schlechtem Erfolge sein Glück zu machen gesucht habe.

Einer Uebersezung schien mir das Werkchen in mehr als einer Betrachtung werth; aber mit einer blosen Uebersezung fürchtete ich denen Lesern

einen geringen Dienst zu erweisen, die nicht bereits aus andern grössern Werken, die, eben weil sie grösser sind, nicht in Jedermanns Hände kommen, mit der Geschichte der Holländer in Indien bereits bekannt sind. Zu deren Behuf also wollte ich eine solche Geschichte voranschicken. Ich fand aber bald, daß es lächerlich sei, einer kleinen Schrift, die, auf etwa fünf Bogen, unzusammenhängende Nachrichten giebt, eine vollständige Geschichte als Einleitung vorzusezen. Ich habe mich also begnügt, bloß die wichtigsten Begebenheiten auszuheben, die über die Entstehung und Formirung der Holländischen Compagnie Aufschluß geben, und was ich von der Geschichte ihrer Besizungen zu sagen nöthig fand, in den Anmerkungen vorzutragen. Indessen ist von dem ersten Gedanken das Wort: Geschichte an der Spize der Einleitung durch ein Versehen stehen geblieben, das ich zu spät gewahr worden bin.

Ich habe einer so unwichtigen Schrift nicht durch Citaten ein gelehrtes Ansehen geben wollen. Die Einleitung ist meistens aus dem 26sten Bande der allgemeinen Welthistorie, verglichen mit Raynals philosophischer und politischer Geschichte der Besizungen und Handlung der Europäer in beeden Indien, und hin und wieder mit den in der allgemeinen Historie der Reisen gesammelten Nachrichten, gezogen. Auch hab ich kein Bedenken getragen, die eigenen Worte dieser Schriftsteller beizubehalten, wenn ich keine bessern zu finden wußte. — Ob in der neuen Ausgabe des Raynals wichtige Aenderungen oder Vermehrungen mit der Holländischen Geschichte vorgenommen worden sind, ist mir nicht bekannt.

Geschichte
der Holländischen Handlung nach Ostindien.

Der Handel der Holländer war zu der Zeit, da sie das Spanische Joch abschüttelten, noch nicht sehr beträchtlich, und es fehlte sehr viel, daß sie in der Handlung den Spanischen Niederlanden gleich gekommen wären, wiewohl auch in diesen manche Handlungszweige sehr abgenommen hatten. An dieser Abnahme war zum Theil der Uebermuth der reichgewordenen Städte selbst Schuld gewesen, wie zum Exempel bei Gent und Brügge. Die Straffen, die sie sich durch ihre häufigen Empörungen zugezogen hatten, vertrieben viele Wollen- und Leinwandmanufacturisten, denen sie ihren Reichthum zu danken hatten, in andere Länder, als z. E. nach England, oder doch in andere Provinzen, wodurch die nachher vereinigten Niederländischen Provinzen viele zu Einwohnern bekamen, die ihnen durch ihre Geschicklichkeit und Industrie nützlich wurden.

Dieser Vortheil war noch sehr unbeträchtlich gegen diejenigen, die ihnen ihre ärgsten Feinde,

 die

die Spanier selbst, durch die Bedrückungen ihrer Niederländischen Unterthanen verschafften, in welchen der zweite und wichtigste Grund der Aufnahme der Holländischen Handlung und der Abnahme der Niederländischen liegt. Die grösseste Handelsstadt in den Niederlanden und beinahe in Europa war damals Antwerpen, auf deren Ruinen die Größe Amsterdams gegründet worden ist. Sie war hauptsächlich seit der Entdeckung des Weges nach Ostindien durch die Portugiesen in den größten Flor gekommen, wiewohl sie auch vorher schon beträchtliche Handlung getrieben hatte. Aber da sie nun die von den Portugiesen aus Ostindien gebrachten Waaren in die ganze Welt versandte, wurde sie zum vornehmsten Marktplaze in Europa. Man schäzte um die Mitte des 16ten Jahrhunderts ihre Einwohner, die Fremden dazu gerechnet, auf 200000. Es sollen damals öfters dritthalb tausend Schiffe auf der Schelde gelegen, und einmal 400 zu gleicher Zeit daselbst Anker geworfen haben. Allein die Bedrückungen, die sie unter der Spanischen Herrschaft leiden mußten, machten, daß viele ihrer Bürger eine freiere Wohnung suchten; und diese Bedrückungen wurden noch weit härter, nachdem sie im Jahre 1585 die berühmte Belagerung ausgestanden hatten, die sie sich durch ihre Unzufriedenheit mit der Spanischen Regierung von dem Statthalter des Königs, dem Herzog von Parma zugezogen, und die sich mit ihrer Eroberung endigte. Die Spanier, die durch die Schwierigkeiten, die sie bei dieser Eroberung gefunden, die Macht von Antwerpen kennen gelernt hatten, glaubten, das beste Mittel sie im Gehorsam zu er-

hal-

halten, sei dieses, ihre Handlung zu hemmen. Das Mittel half vortreflich zu dem, wozu es helfen sollte. Antwerpen wurde nie wieder, was es gewesen war. Aber die meisten Kaufleute fanden auch nicht rathsam an einem Orte zu bleiben, wo sie nichts mehr erwerben konnten, und verliessen die Stadt, und das Land der Sclaverei; und durch ihre Entfernung wurden die ergiebigen Quellen des Reichthums für die Niederlande gestopft, und für die freien Holländer geöffnet; denn zu ihnen flüchteten die verscheuchten Antwerper, und liessen sich in dem damals ganz unbedeutenden Amsterdam nieder, das durch ihren Fleiß, sich von einem kleinen Fischerflecken biß zu einer Handelsstadt der ersten Größe erhoben hat.

Allem Ansehen nach war es, auser der bequemen Lage, die völlige Gewissensfreiheit, die sie da genossen, und die billige Behandlung, die sie da fanden, da man ihnen nicht mehr Abgaben auflegte als den Eingebohrnen, die sie bewogen, gerade Amsterdam, vor andern Orten der vereinigten Niederlande, oder auch vor England, zu ihrem Aufenthalt zu erwählen.

Den Holländern kam es sehr wohl zu statten, daß so viele eifrige und geschickte Kaufleute bei ihnen sich ansezten; denn ihr ganzes Wohl beruhte auf der Handlung. Durch sie mußten sie Geld sammeln, das sie zu ihrer Vertheidigung gegen die Spanier nöthig hatten, und die Unfruchtbarkeit ihres Bodens ließ ihnen wenig andere Mittel übrig, es zu erwerben.

Auch liesen sie nichts unversucht, was zur Erweiterung ihres Handels dienen konnte. Man beschuldigt sie, daß sie Anfangs allen Arten von Seeräubern Schuz und Zuflucht gegeben haben, um durch sie die Handlung ihrer Feinde zu schwächen, und sie zugleich von aller Störung ihrer eigenen abzuhalten.

Ihrer Heringfischerei und ihrer Manufacturen mag es genug seyn, hier bloß zu erwähnen; denn der Handelszweig, mit dem sich die Antwerpischen Kaufleute beschäftigten, ist es eigentlich allein, von dem wir zu reden haben, da die Schwierigkeiten, die man ihnen dabei in den Weg legte, ihnen zuerst den Gedanken, einen Weg nach Ostindien zu suchen, einflößten.

Die Antwerpischen Kaufleute hatten, durch ihre Niederlassung in Holland, den freien Handel mit den Portugiesen verlohren; denn der König von Spanien gestattete ihnen nicht mehr, denselben ihre Ostindischen Waaren abzunehmen, ungeachtet die Portugiesen, die doch eben so gut als die Spanier seine Unterthanen waren, darunter litten. Die Amsterdamer halfen sich zwar damit, daß sie ihre Schiffe unter neutralen Flaggen nach Portugall schickten, aber diese Erfindung konnte nicht lange verborgen bleiben. Man confiscirte ihre Schiffe, und arretirte ihre Schiffleute. Es blieb ihnen also nichts übrig, als entweder auf den ganzen einträglichen Handel mit Ostindischen Waaren Verzicht zu thun, oder ein Mittel auszufinden, sie auf andere Art zu bekommen.

So wurden sie von ihren Feinden selbst zu der Entschliessung gezwungen, die diesen in der Folge so nachtheilig, und für sie so glücklich geworden ist. Sie beschlossen, die Ostindischen Waaren in Ostindien selbst zu hohlen. Dieser Gedanke war freilich der natürlichste, aber die Ausführung war tausend Schwierigkeiten unterworfen. Sie hatten keine Seefahrer, die diese langwiehrige und gefährliche Reise schon gemacht, und hinlängliche Kenntniß von den Küsten sich dadurch erworben hätten. Sie hatten keine Factore, denen die Art daselbst Handlung zu treiben bekannt gewesen wäre. Und was das wichtigste war, die Macht ihrer Feinde, der Spanier und Portugiesen war daselbst so groß, daß sehr zu befürchten war, ihre Unternehmung würde gleich bei den ersten Versuchen vereitelt, und ihre Schiffe, entweder schon auf dem Wege oder in Indien selbst, ihnen weggenommen werden.

Sie kamen also sehr natürlich auf den Gedanken, einen andern Weg als den Portugiesischen nach Ostindien zu suchen, und den hofften sie durch Nord-Osten zu finden. Der Gedanke war nicht neu, denn die Engländer hatten sich schon lange damit beschäftigt; es waren auch bereits Versuche gemacht worden, die freilich mißlungen waren, aber doch der Möglichkeit Raum liessen, daß andere besser gelingen könnten. Und wenn es den Holländern damit gelang, so waren die Vortheile, die sie davon zu hoffen hatten, sehr groß. Die Schiffahrt war viel kürzer und viel gesünder; sie hatten keine Feinde auf diesem Wege zu fürchten; und wenn sie in Indien ankamen, so kamen sie zunächst

an die Oerter, wohin die Portugiesen am weitesten hatten, und wo sie also auch am schwächsten waren; und zugleich waren das die Oerter, wo man sich die kostbarsten Ladungen versprechen konnte. Gründe genug um einen Versuch zu machen.

Eine kleine Anzahl Kaufleute traten zu dem Ende in eine Gesellschaft zusammen, und suchten und erhielten vom Statthalter und den Staaten die Erlaubniß, den Weg nach Indien durch Nordost zu suchen. Sie rüsteten vier Schiffe aus, über die William Barenz den Oberbefehl bekam. Er war ein geschickter Seemann, aber er konnte seine Leute nicht bewegen, über den 78sten Grad hinauszusegeln, und kam also unverrichteter Sache zurück. Eine Flotte von sechs Schiffen, die darauf der Statthalter, Prinz Moriz und die Staaten selbst ausrüsteten, und die abermals Barenz, mit Jacob Hermskerk, commandirte, war nicht glücklicher. Die Stadt Amsterdam ließ sich dadurch nicht abschrecken, einen dritten Versuch zu machen. Hermskerk und Barenz giengen abermals mit zwei Schiffen gegen Norden, waren aber auf dieser Reise unglücklicher als auf einer der vorigen. Sie verlohren ihr Hauptschiff an der Küste von Nova Zembla, wo sie zehn Monate in dem unbeschreiblichsten Elende zubringen mußten. Doch kam Hermskerk mit einigen seiner Leute im Oct. 1597 auf zwo Chaluppen, die sie aus den Trümmern ihres Schiffes gemacht hatten, wunderbarer Weise zurück. Barenz war auf der Heimreise gestorben. So viele mißlungene Versuche benahmen den Holländern den Muth mehr dergleichen zu machen; und ein

unvermutheter Zufall öffnete ihnen andere Aussichten.

Einige Kaufleute in Amsterdam, vermuthlich die nehmlichen, welche zuerst in eine Ostindische Gesellschaft getretten waren, erhielten von einem gewissen Cornelius Houtmann, dem Sohn eines Brauers zu Gouda, eine Nachricht, die in andern Umständen, und von weniger erfahrnen und eifrigen Männern leicht hätte vernachläßigt werden können. Dieser Houtmann war einer der Seeleute, die in Portugall arretirt worden waren, weil man sie für Holländer erkannt hatte. Man hatte ihm nach einiger Zeit frei in Lissabon herum zu gehen erlaubt, und er hatte diese Freiheit dazu angewendet, die Portugiesischen Matrosen, die in Ostindien gewesen waren, über die Strasse auszufragen, die sie nähmen, über die Orte, wo sie handelten, und über ihre Art mit den Indianern umzugehen. Da er ihnen öfters Geschenke machte, um alles von ihnen herauszulocken; so wurde er bei der Regierung verdächtig, und ins Gefängniß gelegt. Das war der Bericht, den er nach Holland schickte. Er versprach darinnen der Gesellschaft alle seine Entdeckungen mitzutheilen, wenn sie ihm eine gewisse Summe schickten, die er brauchte, um sich loszukaufen. Diese Geschichte war im Grunde ziemlich verdächtig. Er versicherte, seiner Erkundigungen wegen eingezogen worden zu sein; es war also den Portugiesen viel daran gelegen, daß seine Entdeckungen andern Nationen nicht bekannt würden; und dennoch bemerkte oder hinderte man es nicht, daß er mit seinen Landsleuten correspondirte, die sich seine

Nachrichten so wohl zu Nutzen machen konnten. Noch mehr, er versicherte, mit einer gewissen Summe Geldes könne er sich loskaufen. Wie konnten denn die Portugiesen ihm für eine noch so große Summe die Freiheit geben, seine Entdeckungen, die sie für so wichtig hielten, daß sie ihn deswegen gefangen gesezt, auszubreiten, wo er wollte? Und wenn die Summe, die sie foderten, so groß war, daß sie hoffen konnten, er würde nicht im Stande seyn, sie aufzutreiben: mußten sie nicht um so mehr stutzen, wenn er sie dennoch wirklich herbeischaffte? Sollten sie nicht leicht haben herausbringen können, daß er sie, und sollten sie nicht noch leichter geargwohnt haben, auf was Art er sie von seinen Landsleuten zu bekommen gewußt habe? Das alles zusammengenommen mußte der Verdacht entstehen, er suche durch diesen Roman nur Geld zu bekommen; und in der That ist das noch jezo sehr wahrscheinlich. Vielleicht saß er Schulden wegen im Gefängniß, und brauchte also Geld, um sich loszukaufen. Dem ungeachtet war die Begierde nach Ostindien in Holland so groß, daß man kein Bedenken trug, ihm die Summe zu schicken. Es zeigte sich bald, daß dieses gewagte Geld nicht besser hätte angewendet werden können. Houtmann kam, und zeigte seinen Befreiern die Möglichkeit und die Weise, wie eine unmittelbare Handlung nach Ostindien errichtet werden könne.

Nun wurde, statt der bisherigen, eine neue Gesellschaft unter dem Namen der: Compagnie für entfernte Länder errichtet. Diese rüstete im Jahr 1595 würklich vier Schiffe aus, die unter Houtmanns

manns Oberbefehl den Weg nach Ostindien um das Vorgebürg der guten Hoffnung nehmen sollten.

Houtmann reiste den 2ten April 1595 ab, und kam den 12ten August 1597 wieder zurück, und brachte die ersten unmittelbar aus Ostindien gehohlten Waaren nach Holland, wo eine sehr große Freude darüber entstund, wiewohl der Vortheil so beträchtlich noch nicht war, woran Houtmanns Betragen großentheils Schuld war. Er hatte zwar gute Kenntniße von der Schiffahrt und von Ostindien, aber das war auch sein einziges Verdienst. Uebrigens war er ein roher Kerl, der sich in Bantam, wo er alle Vorsicht und Feinheit nöthig gehabt hätte, um sich gegen die Künste der Portugiesen zu erhalten, durch seine Verwegenheit und Unbedachtsamkeit in Verhaft, und seine Leute in große Gefahr brachte. Er machte auch beträchtliche Fehler im Handel, und versäumte die Gelegenheit wohlfeil einzukaufen. Ueber das verlohr er unter Weges eines seiner Schiffe, und also blieb von seiner Expedition wenig Gewinn übrig. Aber doch immer genug, um die Holländer zu neuen Versuchen zu ermuntern. Sie kannten doch nun das Land ihrer Wünsche genauer, und Houtmann versicherte sie, daß die dortigen Einwohner zum Handeln sehr geneigt, und den Portugiesen und Spaniern im höchsten Grade gehäßig seien.

Alles kam dadurch in Holland in Bewegung. In Amsterdam giengen einige Kaufleute, die nicht zur Compagnie gehörten, damit um, Schiffe auszurüsten, vereinigten sich aber mit denselben, und

die durch sie verstärkte Compagnie schickte im Jahre 1598 abermal acht Schiffe, und 1599, noch ehe diese zurückgekommen waren, noch drei andere nach Ostindien. Sie war es aber nicht allein, die Schiffe dahin schickte; in Seeland geschah von einigen Particuliers ein gleiches, und die Stadt Rotterdam rüstete fünf Schiffe aus, die durch die Magellanische Strasse über das Südmeer nach den Moluckischen Inseln gehen sollten. Im Jahr 1599 errichteten Brabantische in Amsterdam wohnhafte Kaufleute eine neue Compagnie in dieser Absicht, und so wurden der Holländischen Schiffe, die nach Ostindien giengen, immer mehr.

Diese ersten Schiffe kamen fast alle glücklich zurück, und der Gewinn, den man mit ihren Ladungen machte, wurde immer beträchtlicher. Es war sehr natürlich, daß die Spanier äuserst aufgebracht wurden, daß die Holländer sich nicht nur in Europa ihrer Herrschaft entzogen, sondern nun sogar auch in Indien gefährliche Nebenbuhler von ihnen wurden. Sie wandten daher alles an, sie von da zu vertreiben. Sie rüsteten dreißig Kriegsschiffe aus, die die ersten Holländischen Schiffe, die sie auf dem Wege nach Indien antreffen würden, wegnehmen sollten. Allein die Holländer, die ihnen ohnehin an Schiffen und Erfahrenheit im Seedienste überlegen waren, beseelte der Eifer für ihr neues Geschäfte mit solchem Muthe, daß acht Holländische Schiffe mit diesen dreißig sich tapfer herumschlugen, und den Spanischen Admiral nöthigten, sie ihre Strasse ungehindert ziehen zu lassen.

Da die Spanier sahen, daß sie die Holländer mit Gewalt von Ostindien nicht abhalten konnten: so versuchten sie die List gegen sie. Sie verbreiteten mit den Portugiesen in Ostindien das Gerücht, daß sie nicht Handelsleute eines Europäischen Staats, wofür sie sich ausgäben, sondern bloße Seeräuber wären. Dieses Gerücht that den Holländern grossen Schaden. Der König von Achen zu Sumatra nahm würklich zwei Schiffe der Compagnie deswegen weg, und Houtmann, der Stifter der Holländischen Handlung nach Ostindien, verlohr darüber sein Leben, weil ihn ein nachkommender Holländischer Capitän, zu dem er sich aus seiner Gefangenschaft flüchtete, und der ihn sehr wohl hätte retten können, dem Könige von Achen wieder auslieferte.

Ein glücklicher Zufall, der außerordentlich klug benützt wurde, diente den Indianern diese den Holländern so schädliche Meinung wieder zu benehmen. Die Generalstaaten sahen sich durch die Bemühungen der Spanier und Portugiesen bemüßigt, denen nach Indien reisenden Schiffen nicht nur die Vollmacht zu ertheilen, sich gegen alle Angriffe zu wehren, sondern auch alle diejenigen selbst anzugreifen, die ihre Handlung zu stören suchten. Jacob Hermskerk, eben der erfahrne Seemann, der vorhin einen Weg durch die Nordsee nach Ostindien gesucht hatte, machte sehr guten Gebrauch davon. Er eroberte eine reich beladene Portugiesische Carake, die mit mehr als siebenhundert Mann besezt war. Die Beute, die er machte, war, so reich sie auch war, der am mindesten wichtige Vortheil, den er davon zog. Den größten möglichen verschafte ihm seine

Men-

Menschenliebe oder Feinheit — die ihn bewog, alle Gefangene, bis auf den Capitän und Schiffskaplan dem portugiesischen Gouverneur in Ostindien unentgeldlich zuzuschicken. Dafür erhielt er von dem Gouvernenr zween Briefe, die ihm dieser theils aus Erkenntlichkeit, theils um die zween zurückgebliebenen Gefangenen auch noch zu erhalten, zuschickte. Diese sind voll von dankbarem Geständniße der Holländischen Großmuth, und von Versicherungen einer ähnlich großmüthigen Behandlung in ähnlichen Fällen. Das wichtigste für die Holländer aber war das, daß Jedermann, der diese Briefe las, einsehen mußte, daß der Gouverneur an Seeräuber nicht so geschrieben haben würde, und sein eigener Ausdruck: „Es müßten immer die Unterthanen an ihren Personen und Gütern Schaden „leiden, wenn Könige und Fürsten uneinig wären„ widerlegte diese Beschuldigung zur Genüge. Hermskerk und seine Landsleute unterliessen nicht von diesem Zeugniße ihrer Feinde allen möglichen Gebrauch zu machen; und so wurde die holländische Handlung immer blühender, und die Vortheile, die die Holländer daraus zogen, immer beträchtlicher.

Aber eben dieses Glück hätte beinahe die ganze holländische Handlung nach Indien zu Grunde gerichtet. Es war sehr gut gewesen, daß so viele sich durch diese Handlung zu gleicher Zeit zu bereichern gesucht, und zu dem Ende so viele Schiffe auf einmal nach Indien geschickt hatten. Denn diese Menge bewahrte sie vor der augenscheinlichen Gefahr, der Spanischen Obermacht zu unterliegen. Aber nun, da das fürchterlichste dieser Gefahr überwunden war,

schade-

schadeten diese vielen mit einander nicht verbundenen Interessenten einander selbst. Da keiner um den andern sich bekümmerte, kamen oft viele Holländische Schiffe in einem Indischen Haafen zusammen, und erhöheten dadurch den Preiß des Einkaufs, und ihre gleichzeitige Zurückkunft erniedrigte dann auch wieder den Verkaufspreiß der mitgebrachten Waaren. Es wurde also die Nothwendigkeit einleuchtend, diesem Nachtheile durch eine Verfügung der Regierung abzuhelfen.

Die Generalstaaten schlugen deßwegen den verschiedenen Gesellschaften vor, sich in eine zu vereinigen, der sie sodann eine Octroi oder ein Privilegium ertheilen wollten. Diese Ermahnung fand williges Gehör, und es wurde mit grosser Weisheit die Einrichtung dieser neuen Gesellschaft festgesezt, welche den 20sten März 1602 völlig zu Stande kam. Die Compagnie wurde in vier Kammern eingetheilet, in die Kammer von Amsterdam, von Seeland, von der Maas und von Nordholland. Diese allgemeinen Kammern sollten aus sechs besondern bestehen, der Kammer zu Amsterdam, in Seeland, zu Delft, zu Roterdam, zu Hoorn, und zu Enkhuysen. Von den vier allgemeinen Kammern wurden siebenzehen Personen ausgewählt, die besoldet werden, und das Beste der Compagnie besorgen sollten. Wenn diese Bewindhebber über eine wichtige Sache nicht einig werden könnten, sollten sie dieselbe den Generalstaaten zur Entscheidung vorlegen. In deren Namen sollte die Compagnie in Indien Verträge machen, auch alles, was zur bürgerlichen und Kriegsverfassung gehört, veranstalten

kön-

können; nur sollten die Beamten Ihro Hochmögenden den Eid der Treue in Rücksicht auf das Kriegswesen leisten, so wie der Compagnie in Rücksicht auf die Handelsgeschäfte. Jedermann in den ganzen vereinigten Niederlanden sollte durch öffentliche Anschläge eingeladen werden, dieser Gesellschaft beizutretten; dagegen sollte vom 20sten März 1602 an, 21 Jahre lang schlechterdings keinem Holländischen Unterthan, der nicht zu ihr gehörte, erlaubt sein, Schiffe nach Indien zu schicken, weder um das Vorgebürg der guten Hoffnung, noch durch die Magellanische Strasse. Für dieses Privilegium ließ die Gesellschaft dem Staate einen Antheil von 25000 Gulden anf ihrem Capital, und auf alle ausgeführte Waaren, das Gold und Silber ausgenommen, wurde ein Zoll von drei vom Hundert gelegt.

Nun wurde alles mit größtem Eifer betrieben. Die Gesellschaft schos in kurzem sechs Millionen und 600000 Gulden zusammen, und schon im Junius waren zwölf Schiffe ausgerüstet, die unter dem Commando des Admirals Wybrandt von Waerwyk, dem die Holländische Handlung in Ostindien sehr viel zu danken hat, unter Segel gieng.

Die Feindseeligkeiten mit den Portugiesen waren indessen in Ostindien schon angegangen, und die Compagnie schickte gegen das Ende des folgenden Jahres abermal eine Flotte von dreizehn Schiffen dahin, um sich daselbst zu behaupten.

Spanien wurde immer unruhiger über den gewaltigen Fortgang der Holländer in diesem Welt-

theile.

theile. Der König von Spanien ließ im Jahre 1605 einen strengen Befehl ergehen, daß die Einwohner der vereinigten Provinzen, bei Lebensstraffe, sich nicht unterstehen sollten, weder mit den Spanischen Staaten, noch mit Ost- oder Westindien einen Handel zu treiben. Ein Befehl, der voraussezte, daß die Holländer noch unter der Spanischen Herrschaft stünden; der aber von den Holländern durch eine Flotte von eilf Schiffen beantwortet wurde, die sie gleich darauf unter Cornelius Matelich nach Ostindien sandten.

Ueberhaupts ist die Standhaftigkeit bewundernswürdig, mit der die Holländer auf ihrer einmal betrettenen Bahn, aller Hinderniße und Gefahren ungeachtet, fortschritten. Sie pflogen um diese Zeit Unterhandlungen mit Spanien über einen endlichen Vergleich, oder wenigstens Stillstand auf einige Jahre; und die Spanier wollten von nichts hören, wenn nicht die Holländer vor allem ihre Ostindische Handlung aufgegeben hätten. Anstatt ihnen zu willfahren, schickten diese aufs neue eine Flotte von dreizehn grossen Schiffen unter Admiral Verhoven nach Indien. Dieser Schritt, den die Generalstaaten zum Vortheil der Compagnie thaten, wurde für beede höchst vortheilhaft. So erwünscht ihnen der Friede mit den Spaniern seyn mußte, so nöthig war er auch diesen. Sie willigten daher in einen Waffenstillstand, mit der Erklärung, daß sie die Holländer, wiewohl sie ihnen in allen ihren Häfen den Zugang versagten, doch in dem Handel mit andern Nationen nicht stören wollten.

Die Compagnie fuhr also fort, mit aller Emsigkeit an der Ausbreitung ihres Handels mit Ostindien zu arbeiten, und allem Vermuthen nach war sie es, die im Jahre 1609. den Engländer Heinrich Hudson nach Norden schickte, um da einen Weg nach Indien zu finden. Allein er hatte kein bessers Schicksal als seine Vorgänger. Nachdem er gegen Osten und gegen Westen vergebens eine Strasse gesucht hatte, wurde er auf seiner dritten Reise, wo er die Hudsonsbai entdeckte, von seinem aufrührischen Volke, auf einem offenen Boote, seinem Untergang entgegen geschickt.

Da auf diesem Wege nicht fortzukommen war, schickten sie im Jahr 1614 Georg Spielbergen mit sechs Schiffen durch die Magellanische Meerenge nach Indien; wahrscheinlich aber nicht sowohl um einen vortheilhaftern Weg zu finden, als um die Stärke der Spanier auf der Südsee auszuforschen. Er kam auch auf derselben mit den Spaniern in ein Gefechte, schlug sie und kam in kurzem glücklich in Java an.

Die Compagnie war, ihres Privilegiums ungeachtet, nicht die einzige, die neue Wege nach Ostindien suchte. Isaac le Maire, ein reicher Kaufmann, kam auf den Gedanken einen Weg nach Ostindien ausfündig zu machen, der weder um das Vorgebürg der guten Hoffnung, noch durch die Magellanische Meerenge führte. Da bloß diese beeden in dem Privilegium der Compagnie benennt waren: so glaubte er, keine Verantwortung fürchten zu müssen, wenn er einen dritten fände. Er brachte

seine Gedanken verschiedenen reichen Kaufleuten bei, die sich mit ihm verbanden, und zwei Schiffe ausrüsteten, worüber sie das Commando Wilhelm Cornelius Schouten übergaben; einem sehr geschickten Seefahrer, der schon drei Reisen nach Indien gemacht hatte. Den 24sten Jun. 1615. gieng er mit Jacob le Maire, dem Sohn des Unternehmers, dem die Direction der Handlung übergeben war, unter Seegel, und fand glücklich die berühmte Durchfahrt zwischen dem Vorgebürge Horn und den Staateninseln. Diese Strasse wurde le Maire genannt, ungeachtet sie der Billigkeit nach hätte Schouten heisen sollen. Auser dieser Entdeckung machten sie keine besonders wichtigen; doch kamen sie glücklich in Java an. Hier aber wurden ihre Schiffe von der Holländischen Ostindischen Compagnie confiscirt, und beede Anführer, als Gefangene, auf Spilbergs Flotte zurückgeschickt, wo le Maire unter Weges starb. Man hat der Compagnie häufig Vorwürfe über dieses Verfahren gemacht; es ist aber nicht zu läugnen, daß der Vorwand, weder um das Cap noch durch die Magellanische Strasse gekommen zu sein, eine augenscheinliche Verlezung des Geistes des Privilegiums der Compagnie war, indem er sich auf den Buchstaben desselben gründete, der freilich nicht bestimmt genug war. Ob aber die Generalstaaten wohl daran handelten, daß sie eine Gesellschaft so ohne Umstände trennen liesen, die zu ihrer Bereicherung und zum Besten des Staats, auf diesem gefundenen neuen Wege Entdeckungen in den südlichen Ländern hätte machen, und also sehr wohl bestehen können, ohne der Ostindischen Compagnie zu schaden, — ist

eine Frage, die sich so leicht nicht beantworten läßt; so wie man auch auf den Vorwurf so leicht nicht antworten kann: Es sei Trägheit von der Compagnie gewesen, daß sie diesen Weg, nachdem er einmal gefunden war, nicht selbst zu neuen Entdeckungen benuzte.

Was das Urtheil darüber erschwert, ist das, daß die Generalstaaten und der Prinz Moriz von Nassau würklich einige Jahre hernach eine Flotte von 11 Schiffen, unter dem Commando des l'Hermite, durch diese Strasse sandten, und daß die Compagnie grosse Summen dazu hergab. Das geschah im Jahre 1623. Eher hatte man nicht mit Ernst an diesen Versuch gedacht, weil der Admiral Spilberg die ganze Geschichte von der Entdeckung der neuen Strasse in Zweifel gezogen, und den Verdacht erregt hatte, daß sie wohl nur möchte erfunden worden sein, um dem Verbot des Privilegiums auszuweichen. Ein Umstand, der allerdings auch bei Beurtheilung der Behandlung Schoutens und seiner Unternehmer in Betrachtung gezogen werden muß. L'Hermite kam glücklich durch die Strasse; und fieng nun an die Spanier auf der Südsee zu beunruhigen, wozu er befehligt war. Er starb, indem er einen Versuch auf Lima machen wollte. Sein Nachfolger Schapenham befleckte seinen und den Holländischen Namen durch abscheuliche Grausamkeiten. Er lies einmal ein und zwanzig gefangene Spanier henken, und ein andermal siebenzehn ersäufen, weil er es für gefährlich hielt, sie loszulassen, und doch nicht Lebensmittel genug hatte, sie zu unterhalten. Er gieng darauf über die Moluckischen

In-

Inseln nach Batavia, ohne weitere Entdeckungen gemacht zu haben. Hieraus scheint freilich zu erhellen, daß es weder den Staaten, noch der Compagnie um Entdeckungen sonderlich zu thun gewesen sei; es ist aber allerdings auch zu fragen, ob sie nicht besser thaten, daß sie, statt auf neue Entdeckungen auszugehen, alle ihre Kräfte zusammen nahmen, ihre alten gegen ihre Feinde zu behaupten?

Diese hatten indessen in Indien mehr zu als abgenommen. Mit den Spaniern dauerten die Händel noch immer fort, und wurden mit sehr abwechselndem Glücke geführt. Der Spanische Gouverneur auf den Philippinischen Inseln, Don Juan de Sylva, hatte im Jahre 1606 nicht nur ein Holländisches Geschwader geschlagen und reiche Beute gemacht, sondern auch die Moluckischen Inseln erobert, und die Holländer davon vertrieben. Aber sie behielten diese Eroberung nicht über zehn Jahre, und Lorenz Real verdrängte sie völlig davon. Dies war ein vortreflicher Mann, der den Spaniern grossen Schaden in Indien that, und dagegen die Lage der Compagnie sehr verbesserte, von der er zulezt zur Belohnung seiner Dienste zum Generalgouverneur gemacht wurde.

Auser den Spaniern, die ihre natürlichen Feinde waren, bekamen sie nun auch, durch ihre eigene Schuld, die Engländer in Indien zu Feinden. Die Holländer begnügten sich nicht damit, mit den Indianischen Völkern eine einträgliche Handlung zu treiben, sondern sie suchten sich, nach dem Beispiel der Spanier und Portugiesen, daselbst fest zu sezen,

 und

und legten daher Festungen an, wo es ihnen nur möglich war. Im Grunde konnten sie beinahe nicht anderst handeln, denn ohne das wären sie vielleicht in kurzem aus Indien wieder vertrieben gewesen. Aber durch diese Anstalten wuchs ihre Gewalt über die Eingebohrnen, und ihre Macht überhaupts stieg bald höher, als die Spanische, Portugiesische und Englische. Mit ihr wuchs auch ihr Uebermuth; und diesen mußte besonders die Englische Ostindische Compagnie empfinden, die bloß auf den Handel ihr Hauptaugenmerk gerichtet hatte, und dadurch zwar die Liebe der Eingebohrnen in weit höherem Grad als die Holländer, aber auch eben deßwegen den Neid der Holländer, samt ihrer Verachtung sich zuzogen. Beides mußten sie so häufig empfinden, daß die Compagnie sich bei dem König von England darüber beklagte. Durch dessen Vermittelung kam zwar 1619 ein Tractat zu Stande; er wurde aber sehr schlecht gehalten. Ja der Uebermuth der Holländer gieng so weit, daß sie den Engländern frei sagten: durch ihr Geld könnten sie in England alles ausrichten, was sie wollten. In diesem Vertrauen versuchten sie ohne Bedenken alles, um die Engländer von dem Gewürzhandel auszuschliesen, und ihre Handlung und ihre Besizungen desto mehr zu vergrössern.

Die Geschichte ihrer Besitzungen zu erzählen, ist die Absicht dieser Blätter nicht, die bloß zeigen sollen, wie die Compagnie entstanden, und, so mancher Hinderniße und Schwierigkeiten ungeachtet, das geworden sey, was sie würklich ist. Aber die Geschichte einer ihrer Besizungen können wir dennoch

noch nicht übergehen, da sie zur Geschichte ihrer Verfaßung wesentlich ist; vielmehr lohnt sichs der Mühe, sie eben deßwegen nach allen Umständen vorzutragen.

Die Besizung, von der die Rede ist, ist Batavia. Als die Holländer zum erstenmal auf der Insel Java in dem dasigen Hafen einliefen, hieß sie noch Kalappa, und im Jahr 1607 nannten sie die Einwohner Jacatra.

Sie war schon damals eine ordentlich mit Mauern umgebene Stadt, und hatte einen König. Seine Macht aber war freilich nicht groß, denn es war die Stadt selbst weder groß noch volkreich. Die Engländer, die überhaupts in Java starken Handel trieben, trieben ihn auch in Jacatra, und hatten daselbst ein Magazin, das ziemlich gut befestigt, und mit Canonen versehen war.

Die Javaner waren ein sehr verderbtes Volk, und auf ihre Aufrichtigkeit im Handel war wenig zu rechnen. Die Holländer erfuhren das auch in dem Verkehr, das sie mit dem König von Jacatra hatten, und dieses gab ihnen einen Vorwand, ein Fort daselbst im Jahre 1618 zu errichten, das im Grunde ohne Zweifel eben so sehr der Engländer, als des Königs von Jacatra wegen angelegt wurde.

Beede ergriffen deßwegen auch ihre Maasregeln, und verbanden sich mit einander. Die Javaner warfen, dem Holländischen Fort gegen über, gerade unter dem Magazin der Engländer eine

Batterie auf, und besezten sie mit Geschütze, das sie von den Holländern selbst ehemals erhalten hatten. Da die Engländer, der Vorstellung der Holländer ungeachtet, ihnen das gestatteten, nahmen die Feindseeligkeiten bald ihren Anfang. Der Holländische General Johann Peter Koen ließ Jacatra an zween Orten anzünden, und verbrannte das Englische Magazin.

Allein eine englische Flotte von eilf Schiffen, die um diese Zeit unter dem Commando des Sir Thomas Dale ankam, änderte die Lage der Sachen sehr zum Nachtheil der Holländer. General Koen gieng ihr zwar mit sieben Schiffen entgegen, und sie canonirten auf einander am neuen Jahrstag 1619: aber er mußte der Ueberlegenheit weichen, und gieng nach Amboina.

Dennoch vertheidigten sich die Holländer unter der Anführung van der Broeks, den ihnen der General zum Oberhauptmann zurück gelassen hatte, sehr tapfer, und brachten es dahin, daß der König von Jacatra einen Frieden mit ihnen eingieng. Er gestund ihnen zu, das Fort biß zur Zurückkunft des Generals zu lassen, wie es war, und dafür zahlten sie ihm 6000 Realen. Da diese bezahlt, und alles in Ordnung gebracht war, ersuchte der König den van der Broek, zum Zeichen der wiederhergestellten Freundschaft, zu ihm zu kommen. Er kam, aber sogleich nahm ihn der König gefangen.

Nun befanden sich die Holländer in verzweifeltern Umständen, als je; dennoch rüsteten sie sich

zu ihrer Vertheidigung. Sie boten dem König ein ansehnliches Lösegeld für ihren Befehlshaber; aber dieser wollte nichts davon hören. Er suchte sie durch Verheisungen und Drohungen zur Uebergabe zu bewegen. Er zwang van der Broek sie schriftlich dazu zu ermahnen; und da das nichts half, ließ er ihn mit einem Strick um den Hals vor das Fort führen. Hier sollte er sie auffordern, sich zu ergeben; aber er war groß genug, sie zu tapferm Widerstande zu ermuntern, ohne die Gewaltthätigkeiten zu scheuen, die er sich dadurch zuzog.

Allein sie waren nicht im Stande seinem Rath zu folgen. Die Unmöglichkeit, sich bis zur ungewissen Wiederkunft Koens gegen ihre Feinde zu vertheidigen, war augenscheinlich; und ein Brief, den sie von dem englischen Befehlshaber Dale bekamen, bestimmte sie vollends. Dieser ermahnte sie, ihr Fort, das sie doch nicht behaupten könnten, in seine Hände zu übergeben. Er würde das Leben aller darinn befindlichen Personen erhalten, und die, welche in englische Dienste tretten wollten, würden mit dem nemlichen Solde, den sie bisher gezogen hätten, dazu genommen werden.

Die Holländer hatten nur noch auf einen Tag Pulver; der General Koen war so bald nicht zu erwarten; die Befestigungen waren in schlechtem Zustande, und der größte Theil der Besazung zum Dienst unfähig. Nach kurzer Berathschlagung wurde also beschlossen, das Fort an die Engländer zu übergeben. Den ersten Februar 1619 wurde der Vergleich würklich gegenseitig unterschrieben, und die Hauptbe-

dingung, auf die die Holländer drangen, war diese, daß man sie auf einem guten Schiffe nach Coromandel bringen sollte. Der König in Jacatra verstund sich über das dazu, ihnen 2000 Realen an Silber zu geben.

Wer hätte nicht in diesen Umständen Jacatra auf immer für die Holländer verlohren glauben sollen? Aber auf einmal bekam ihre Lage eine ganz andere Wendung. Sie fanden Mittel, dem König von Bantam von ihrem Zustand Nachricht zu geben, und ihm vorzustellen, wie viel er gewinnen würde, wenn er dem König von Jacatra und den Engländern zuvorkäme, und das Holländische Fort sich selbst übergeben liese. Diese Vorstellungen hatten Eindruck bei ihm gemacht, und er schickte zwei tausend Mann nach Jacatra. Sie wurden mit Freuden aufgenommen, und ihr Anführer vor den König gebracht. Hier erfuhr dieser, wie sehr er und die seinigen sich betrogen hatten, da sie die Bantamer für ihre Freunde gehalten. Der Anführer derselben sezte ihm sogleich den Dolch auf die Brust, und befahl ihm, alle Zeichen seiner Würde abzulegen. Der arme König mußte nicht nur ohne Widerrede gehorchen, sondern sogleich auch die Stadt verlassen; und in der Folge mußte er in der Gestalt eines Fischers sein Brod betteln.

Die Bantamischen Soldaten machten sich nun ohne Schwierigkeit Meister von der Stadt, und halfen den Holländern ihr Fort vertheidigen. Die Engländer waren nicht mehr im Stande etwas dagegen zu unternehmen.

Die

Die Bantamer waren nicht gesonnen, sich für ihre Unternehmung mit der Ehre zu befriedigen, die Holländer gerettet zu haben. Sie erwarteten, daß diese nun das Fort in ihre Hände übergeben sollten; und van der Broek mußte deswegen nach Bantam, wo man ihn zwar sehr gut hielt, aber auch sehr sorgfältig bewahrte. Deswegen verlangten sie auch ernstlich, die Holländer sollten nicht weiter an der Befestigung des Forts arbeiten. Da aber diese einmal wieder Luft hatten, und eine Möglichkeit sahen, sich zu behaupten, kümmerten sie sich wenig um ihre Retter, und arbeiteten immer an ihren Befestigungen fort, suchten nun auch dieser ihrer Wolthäter wieder los zu werden, und sezten dadurch van der Broek oft grosser Gefahr aus.

In dieser Verfaßung fand sie Koen, der den 25sten März mit einer Flotte von 17 Seegeln ankam. Dieser bekümmerte sich wenig um das, was die Bantameser für seine Landsleute gethan hatten. Er bestürmte und eroberte sogleich die Stadt, hieb, Weiber und Kinder ausgenommen, alles nieder, was sich nicht mit der Flucht rettete, schleifte die Mauern und legte die Stadt in die Asche. Darauf gieng er mit seiner ganzen Macht vor Bantam, und foderte van der Broek, nebst den übrigen daselbst gefangenen Holländern, deren siebenzig waren, zurück. Der König mußte schon darein willigen, wiewol er lange Schwierigkeiten machte. „Ihr kommt mir vor,“ sagte er einmal zu Broek, „wie „ein Vögelchen, das ein König in einem goldenen „Käfig hatte: es bekam die besten Bißchen von „seiner Tafel, und wurde mit Liebkosungen überhäuft

„häuft. Es ist wahr, sagte das Vögelchen eines „Tages zum Könige, ihr thut mir viel Gutes, aber „was hilft mir das: Erlaubt mir ein einzigesmal „meiner Flügel mich zu bedienen. Ich verspreche „euch, ich will wiederkommen. Der König ließ sich „überreden, und ließ das Vögelchen heraus. Das „Vögelchen kam freilich wieder, aber nicht mehr in „den Käfig.„

Er hatte richtig prophezeiht. Van Koen schickte ihn nach einiger Zeit mit einigen Schiffen wieder nach Bantam, um das aus der Stadt abzufordern, was der Compagnie gehörte. Bei dieser Gelegenheit giengen viele Chinesen mit ihm von Bantam weg. Das meldete er dem Könige; dieser lies sie aber, ohne sich um diese Flüchtlinge zu bekümmern, hinziehen. „Dacht ichs nicht, sagte er, daß das „Vögelchen zwar wiederkommen, aber nicht mehr „in den Käfig gehen, sondern noch andere mit sich „weglocken würde?„

Diese Chinesen halfen die Stadt bevölkern, die die Holländer auf dem Plaz erbauten, wo Jacatra gestanden war. Van der Broek hatte, ehe er nach Bantam gieng, das holländische Fort: Batavia genannt, und diesen Namen über das Thor der Festung zeichnen lassen. Koen nahm ihm, wie es scheint, diese Freiheit übel, ließ den Namen vom Thore des Forts wegthun, und legte ihn dafür der neuen Stadt bey, die er erbauen ließ.

Batavia wurde viel größer und ungleich schöner gebaut, als Jacatra gewesen war. Die Straßen

sen wurden gerade und sehr breit angelegt. Mitten durch wurde ein bequemer Canal mit fliesendem Wasser gezogen; und diesen Vortheil erhielt man von zween Flüssen, wovon einer durch die Stadt gieng, der andere aber die Mauern umflos. Die Stadt wurde auch sogleich in einen Vertheidigungsstand gesezt, und allmählich mit einer dicken Mauer von Ziegelsteinen umgeben, die von 18 Bastionen vertheidigt wurde.

Schon damals wurde diese Stadt für die Hauptstadt der Holländischen Niederlagen erklärt, und sie verdiente diese Benennung, obgleich ihre damalige Herrlichkeit ein blosser Schatten gegen ihre jezige ist. Koen, der überhaupts einer der geschicktesten Männer war, die die Holländer in ihrem Dienste hatten, sah die Wichtigkeit dieser Besizung ein; und entwarf, so wie er den Plan zur Erbauung der Stadt entworfen hatte, auch den Plan zur Benuzung derselben; und alle seine Nachfolger haben nichts gethan, als auf seinen Plan fortgebaut.

Auch die Compagnie fühlte die Vortheile sehr lebhaft, die ihr dadurch zuwuchsen. Sie hatte sich lange schon nach einem Plaze gesehnt, wo sie Magazine anlegen, eine beständige Kriegsmacht unterhalten, und eine ordentliche bürgerliche Regierung anordnen könnte. Denn das war nöthig, wenn sie sich in Ostindien einen festen Fuß machen, und den, den die Portugiesen daselbst hatten, untergraben wollte. Sie beschloß daher auch, ihrer neuen Hauptstadt allen den Glanz zu geben, durch den die Portu-

Portugiesen von Goa aus die Indianer geblendet hatten.

Unter so guten Progressen verliefen die Jahre, auf welche der Compagnie ihr Privilegium war ertheilt worden. Sie suchte also im Jahr 1622 um ein neues an. Ihr Begehren wurde nicht sogleich bewilligt. Man überlegte sehr ernstlich, ob es nicht für die Nation schädlich wäre, wenn man sie durch die Erneuerung des Privilegiums von dem Nutzen ausschlöße, den sie durch die freie Handlung nach Ostindien haben könnte? Man erwog, daß es nicht zu erwarten sei, daß die Compagnie, um mehr Hände in den vereinigten Provinzen zu beschäftigen, rohe Seide einführen werde, da sie durch die verarbeitete Japanische mehr gewänne; oder daß sie 1000 Lasten Gewürz iährlich einführen werde, da sie, durch Erhöhung des Preises, mit 100 eben so viel gewänne. Und was die Ertheilung eines Privilegiums bei dem Anfang einer solchen Unternehmung nothwendig macht, die Nothwendigkeit mit vereinigten Kräften zu arbeiten, um alle Hinderniße überwinden zu können, schien gegenwärtig auch größtentheils wegzufallen.

Aber die Directoren der Compagnie hatten schon vorher Sorge getragen, die Generalstaaten und den damaligen Erbstatthalter, Prinzen Moriz, sich geneigt zu erhalten. So hatten sie zum Exempel den König von Siam bewogen, einen Gesandten mit fünf iungen Prinzen an Prinz Moriz zu schicken. Dadurch gewannen sie nicht nur so viel, daß in Indien der Begriff sich bestätigte, den sie daselbst

von

von dem Könige von Holland verbreitet hatten; sondern daß auch der Prinz, dessen Eitelkeit dadurch geschmeichelt wurde, der Compagnie immer mehr zugethan ward.

Auch sezten sie den Gründen, mit denen man ihr Ansuchen bestritt, wichtige Gründe entgegen, und beriefen sich hauptsächlich auf den Nutzen, den sie selbst bereits davon gezogen hätten, indem sie in diesen ein und zwanzig Jahren auf 450 für Hundert von ihrem Capital ausgetheilt, welches sich beinahe auf dreisig Millionen beliefe; und auf die unermeßlichen Summen, die durch die Erbauung, Ausrüstung und Bemannung ihrer Schiffe, und so unzählich viel andere Dinge unter das Volk gekommen wären. So unstreitige, augenscheinliche Vortheile, behaupteten sie, müßten ungewisse Vermuthungen weit überwiegen.

Da nun über das ein Krieg mit den Spaniern auszubrechen drohte, und also auch der Grund wieder eintrat, der bei ihrer Errichtung Plaz gefunden hatte: so erhielten sie die Gewährung ihres Ansuchens, und ein neues Privilegium, das den ersten Tag des Jahrs 1622 anfangen, und wieder 21 Jahre dauern sollte.

Auch in dieser Periode fuhr das Glück fort, die Compagnie zu begünstigen. Sie behauptete sich nicht nur gegen ihre Feinde auf der Stuffe der Macht, die sie erstiegen hatte, sondern sie trieb auch dieselbe immer höher. Es ist merkwürdig, daß der gute Fortgang ihrer Unternehmungen durch

den schweren Krieg nicht unterbrochen wurde, den ihr Vaterland bei Ertheilung ihres zweiten Privilegiums abermals mit Spanien zu führen bekam. Wäre damals die Handlung nach Indien für Jedermann frei gewesen: so möchten wohl nur wenige in diesen Umständen den Muth gehabt haben, einen wichtigen Versuch damit zu machen, auch würde es den Spaniern leicht gewesen sein, die kleinen Unternehmungen einzelner Personen zu zertrümmern; da sie hingegen sehen mußten, wie die Compagnie ihren Handel immer vergrößerte, ihre Besizungen immer mehr ausbreitete, und die andern Europåer daselbst immer mehr einschränkte, und nach und nach an ihrer gänzlichen Verdrängung arbeitete.

Man muß aber auch gestehen, daß sie in der Wahl der Mittel, die sie dazu gebrauchte, sehr wenig gewissenhaft war. Indessen ist man es schon gewohnt, die Europåer in beeden Indien gegen einander selbst und gegen die Eingebohrnen alle Arten von Ränken, Falschheit und häufig auch Grausamkeit ausüben zu sehen, wenn sie dadurch einen Vortheil gewinnen zu können glauben; es wäre also unbillig, wenn man den Holländern Maximen als ein besonders Verbrechen anrechnen wollte, die sie mit allen nach Indien handelnden Europåischen Nationen gemein hatten. Aber ihr damaliges Verfahren mit den Engländern übersteigt alles, was man von den Grausamkeiten der Europåer in andern Welttheilen ie gehört hat, und es ist Pflicht gegen die beleidigte Menschheit, es in seiner ganzen Scheuslichkeit darzustellen.

Wir haben bereits erwähnt, daß die Holländische Ostindische Compagnie häufige Irrungen mit der Englischen gehabt hat. Um diese zu endigen, und für die Zukunft zu verhüten, schlosen beede Gesellschaften einen Tractat mit einander, der von beeden den 21 Julius 1619 unterschrieben, und den 16ten darauf von König Jacob dem 1sten bestätiget wurde. Durch denselben verbanden sich beede, einander auf das freundschaftlichste beizustehen. Es wurde festgesezt, daß alle Pläze in Indien in den Händen der damaligen Besitzer bleiben sollten; in Ansehung der Moluckischen Inseln, und der Inseln Banda und Amboina aber wurde noch besonders ausgemacht, daß die Engländer ein Drittheil der dasigen Handlung in Ansehung der Einfuhr und Ausfuhr, die Holländer aber zwei Drittheile haben sollten. Die Kosten, welche für nothwendig erachtet werden würden, um die dasige Handlung zu sichern, sollten gemeinschaftlich getragen werden; und zu besserer Einrichtung der zur Sicherheit nöthigen Anstalten, sollte ein Vertheidigungsrath errichtet werden, der aus acht Personen bestehen, und zu welchem aus ieder Handlungsgesellschaft eine gleiche Anzahl erwählt werden sollte.

Dieser Tractat war noch nicht lange geschlossen, als die Holländer Lantore und Poleroon angriffen, und den Engländern wegnahmen, die in dem Besiz derselben waren; alle ihre Waaren plünderten, und, nach den Erzählungen der Engländer, unmenschliche Grausamkeiten an den dasigen Englischen Factoren ausübten.

So

So abscheulich diese Geschichte ist: so ist sie es doch nicht, auf die wir bißher den Leser vorbereitet haben; und wir eilen über sie hinweg, um auf iene Abscheulichkeiten zu kommen, die sich die Holländer in Amboina gegen die Engländer erlaubt haben.

Amboina und Banda, und die übrigen Moluckischen Inseln sind, wie bekannt, wegen der Gewürze, die sie hervorbringen, von der größten Wichtigkeit. Von diesen besasen die Holländer bereits die meisten. Sie hatten zwar die Spanier und Portugiesen erst nach Schliesung des Tractats von denselben vertrieben; da aber die Engländer die Kosten zu dieser Unternehmung nicht hatten mit ihnen theilen können: so theilten auch die Holländer die Vortheile des glücklichen Erfolgs nicht mit ihnen. Indessen hatten die Engländer Amboina und Banda noch mit den Holländern gemein. Gelang es diesen, sie vollends von da zu vertreiben: so bekamen dieselben den einträglichen Gewürzhandel ganz allein in die Hände. Dieser Gedanke war zu verführerisch, um ihm nicht nachzuhängen. Macht hatten sie genug ihn auszuführen; aber der Tractat stund ihnen im Wege; sie mußten doch wenigstens einen Vorwand dazu haben.

Auf der Insel Amboina hatten sie vier Forts; das wichtigste davon war das in der Stadt Amboina. Es war stark befestigt, mit Geschütz und Munition gut versehen, und es lag eine Besazung von mehr als 600 Mann darinnen.

Die

Die Engländer hatten gar keine Mannschaft in Amboina; ihrer Factoren waren in der Stadt nicht mehr als zehne.

Diese lebten daselbst in völliger Sicherheit. Die Begebenheit mit Lantore hatte sie zwar stutzen gemacht; da aber die Holländer in Amboina selbst sie misbilligten: so verlohr sich das Mißtrauen bald, das sie im Anfang erregte.

Im Jahre 1622 erhuben sich Streitigkeiten zwischen diesen beeden Nationen. Die Engländer beklagten sich, daß die Holländer unnöthige und übermäßige Kosten auf ihre Befestigung wendeten, zu denen sie, in Verhältniß ihrer Handlung, zu viel beitragen müßten. Die Sache wurde endlich dem Vertheidigungsrathe vorgelegt; und da dieser sich nicht getrauete sie zu entscheiden, nach Europa geschickt. Diese Streitigkeiten wurden zwar in Amboina sehr lebhaft geführt; es kam aber doch nicht so weit, daß die Engländer ihrer Sicherheit wegen besorgt zu sein Ursache gehabt hätten.

Ein Zufall, den man nicht wohl unglücklich nennen kann, weil die Holländer ohne Zweifel auch ieden andern zu benutzen gewußt hätten, wenn auch dieser sich nicht zugetragen hätte — ein Zufall gab den Holländern den gewünschten Vorwand, die Engländer von der Handlung nach den Molucken auszuschliessen, und stürzte die in Amboina dadurch in das schrecklichste Unglück, indem sie noch in der sichersten Ruhe lebten.

Ein Japanischer Soldat, der mit etwa eilf oder zwölf andern von seiner Nation in Holländischen Diensten war, plauderte einst des Nachts mit einer Holländischen Schildwache, die auf den Mauern des Forts in der Stadt Amboina stund. Er that mit der Neugierde eines Fremdlings allerlei Fragen an die Wache, über die Stärke der Festungswerke, und die Anzahl des Geschützes und der Besazung. Diese Fragen, bei denen er vermuthlich sehr wenig dachte, brachten diesen Unglücklichen, und mit ihm die noch unglücklichern Engländer in das äusserste Verderben. Ein Officier fragte die Wache, was der Japaneser mit ihr gesprochen habe, und zeigte ihren Bericht dem Gouverneur an.

Der Gouverneur ließ den armen Japaneser arretiren, und ihn, da er keine andere Ursache von seinen Fragen anzugeben wußte, als die Neugierde, auf die Folter werfen, und so lange martern, biß er endlich bekannte, daß er sie in böser Absicht gethan habe. Er brachte durch seine Aussagen auch seine Landsleute in die Untersuchung, und einen Portugiesen, der die Aufsicht über die Holländischen Sclaven hatte.

Diese Untersuchung dauerte vier Tage, und während denselben blieben die Engländer ganz unbesorgt; und kamen in das Fort wie zuvor: Sie sahen die Gefangenen, hörten daß sie gefoltert würden, und was die Ursache davon sei; aber daß das Schicksal derselben auf das ihrige einigen Einfluß haben könnte, konnten sie nicht vermuthen.

Endlich

Endlich brachte man durch die Gewalt der Tortur den Japaneser und den Portugiesen zu dem Geständniß, daß die Engländer an dem Complot Theil genommen hätten. So gleich ließ der Gouverneur einen Engländer, Abel Price, der vormals Wundarzt bei der Englischen Factorei gewesen war, und nun im Fort gefangen saß, weil er im Rausche das Haus eines Holländers anzuzünden gedroht hatte, vor sich kommen, und drohte ihm mit der Tortur, wenn er nicht augenblicklich eingestünde, daß die Anklage der beeden Gefangenen gegründet, und von den Engländern eine Zusammenverschwörung gemacht worden sei. Die Drohung mit der Tortur war um so fürchterlicher für Pricen, da er den Japaneser noch unter den Schmerzen, die er auf derselben ausgestanden hatte, ächzen sah. Er bekannte also was man verlangte.

So bald der Gouverneur Pricen dieses Bekenntniß ausgepreßt hatte: lies er den Capitain Towerson, und die übrigen Engländer zu sich beruffen. Sie erschienen ohne Widerrede, bis auf zween, die ihrer Geschäfte wegen in der Factorei zurück blieben. So bald sie in das Fort gekommen waren, wurden sie mit ihrem Verbrechen bekannt gemacht, und in Ketten und Banden geworfen. Darauf hohlte man auch noch die zween zurückgebliebenen, nebst allen ihren Gütern, Scripturen und Geräthschaften ab. Noch am nemlichen Tag brachte man auch die Engländer, die sich an andern Orten der Insel aufhielten, gefesselt nach der Stadt, und einige Tage darauf hatten die benachbarten Englischen Factore das nehmliche Schicksal.

Nun säumte der Gouverneur nicht, das Verhör zu eröffnen. Die Gefangenen wurden einzeln verhört, mit der Tortur bedroht, wenn sie nicht gestehen wollten; und wenn sie auf ihrer Unschuld bestunden, wirklich gefoltert. Um von dieser Folter einen Begriff zu geben, wollen wir dieienige umständlich erzählen, die selbst einen der allerstandhaftesten, Johann Clarken zum Geständniß gebracht hat:

Man dehnte seine Arme und Beine auf einer grossen Thüre, durch Ringe, die daran befestigt waren, so weit als man konnte. Darauf band man ihm um Gesicht und Hals ein Tuch so fest und so dichte, daß Wasser darinnen bleiben konnte. Nun gossen die Henkersknechte Wasser in dieses Tuch. So bald dieses über den Mund und die Nasenlöcher des Unglücklichen reichte, mußte er es nothwendig, so oft er Athem hohlen wollte, in großer Menge in sich ziehen. Dieses eingezogene Wasser konnte bei seiner Lage nicht wieder von ihm gehen: man kann sich also vorstellen — wiewohl die Vorstellung schon beinahe zu erschütternd ist, als daß man sie ausdauern könnte — was durch eine solche Ueberfüllung entstehen mußte. Sein Leib schwoll zweimal dicker auf, als er sonst war; seine Eingeweide schienen ihm aus Mund und Nase herausdringen zu wollen; seine Backen wurden wie Blasen aufgetrieben, und seine Augen wollten aus ihren Kreisen hervorbrechen. Diese erschreckliche Marter stund Clarke unerschüttert aus; aber er kam damit nicht los. Man nahm ihn zwar nun von der Thüre herunter, und ließ ihn das eingezogene Wasser wieder von sich geben; nicht

nicht aber aus Mitleiden, sondern bloß um ihn geschickt zu machen, die nehmliche Marter noch einmal auszustehen. Auch zum zweitenmale hielt er sie aus, ohne sich ein Bekenntniß abnöthigen zu lassen.

Diese Standhaftigkeit schien selbst seinen Peinigern so unbegreiflich, daß sie ihn für einen Zauberer hielten, und ihm die Haare abschnitten, weil sie glaubten, die Zauberey möchte ihren Siz darinnen haben; Aber zum Erbarmen wurden sie dadurch so wenig gebracht, daß sie vielmehr eine neue teuflische Marter an ihm ausübten. Sie schafften ihm, wie zuvor, Erleichterung, und spannten ihn aufs neue auf. Dann hielten sie ihm brennende Fackeln so lang an die Fußsohlen, bis sie durch das heraus träufelnde Fett ausgelöscht wurden. Dann nahmen sie frische Fackeln; auch das brachte den Märtyrer zu keinem Geständniße, ungeachtet er nun schon zwo Stunden lang litte. Als sie aber nicht nachliesen, sondern ihre Unmenschlichkeiten auch an andern Theilen seines Leibes verübten, und ihm die flachen Hände, die Achselgruben, und Elnbogen verbrannten: unterlag er dem unermeßlichen Schmerzen, und schien bekennen zu wollen. Aber eine Erzählung konnte er nicht zusammenbringen, sondern seine Richter mußten alles aus ihm herausfragen, und auf ihre Fragen antwortete er dann Ja oder Nein, wie er merkte, daß sie es verlangten. Nachdem man ihn so weit gebracht hatte, wurde er von vier Schwarzen hinausgetragen, und in ein abscheuliches Loch geworfen, wo er ohne Hülfe eines Wundarztes liegen mußte, biß sein Fleisch zu faulen anfieng, und voller Maden wurde.

Nach dieser Beschreibung wird es begreiflich sein, woher es gekommen, daß manche von den Gefangenen bekannt haben, ohne die Tortur zu erwarten. Die größte menschliche Standhaftigkeit konnte sie nicht ausstehen, denn kaum ist zu glauben, daß sie weiter gehen könne, als der heldenmüthige Clarke sie getrieben hatte; und wenn sie auch bei einem andern noch weiter gegangen, und schlechterdings nicht zu besiegen gewesen wäre: so würde dieser doch nichts dadurch gewonnen haben, als daß er unter den erschrecklichsten Martern seinen Geist aufgegeben hätte, wenigstens drohten sie einem andern, Namens Georg Sharrock, der auch, der angedrohten Tortur ungeachtet, nicht bekennen wollte, ihn aufs schrecklichste mit Feuer und Wasser zu martern, und dann, wenn er nicht bekennen würde, bei den Beinen aufzuhenken, und am Galgen sterben zu lassen.

Es bekannten also freilich viele ungefoltert; sie betheuerten aber dem ungeachtet ihre Unschuld auf mancherlei Weise. Einige versprachen beim Anblick der Marter, sie wollten bekennen, läugneten aber wieder, so bald man die Werkzeuge der Tortur wegnahm, und bekannten erst bei der zweiten Drohung; andere versicherten mit den allerstärksten Schwüren, daß sie an dem, dessen man sie beschuldigte, unschuldig wären, bekannten aber alsdann doch, um der Marter zu entgehen, alles was man wollte. Die meisten betheuerten ihre Unschuld noch, nachdem sie bereits bekannt hatten, und Sharrock warf dem Fiscal noch nachher vor, daß er unschuldig Blut vergöse, wovon er Gott werde Rechenschaft geben müssen.

Eine solche Betheuerung ihrer Unschuld sezten sie auch kurz vor der Execution schriftlich auf. Diese wurde durch die Begnadigten dem Englischen Residenten in Banda, Herrn Welden eingehändigt, und sie ist ein zu wichtiges Document, als daß wir Bedenken tragen sollten, sie ganz einzurücken. Hier ist also die Erklärung, die sich in der Schreibtafel William Griggs fand.

„Wir, hier genannte, Johann Beaumont, „William Griggs, Abel Price, u. s. w. die „wir auf dem Schiffe Rotterdam gefangen sizen, „weil man uns wegen einer Verschwörung, das „Citadel zu Amboina in die Luft zu sprengen, „in Verhaft genommen, und dieserhalb zum „Tode verurtheilet hat, nachdem wir durch die „grausamsten Martern gezwungen worden, Dinge auszusagen und zu bekennen, wovon wir „nichts wissen und worinnen wir unschuldig sind; „versichern dieses bei unserm Tode und bei unserer Seeligkeit, und bezeugen, daß wir so gewiß unschuldig sterben, als wir von Gott Gnade zu erlangen hoffen. Wir wünschen, daß unsere Herren dieses erfahren, und das uns angethane Unrecht rächen mögen; und daß Ihr „(Herr Welden) auch auf Euerer Hut sein möget, denn sie giengen damit um, Euch auch „Theil an der Schuld zu geben.„

Folgende feierliche Erklärung schrieb Samuel Colson an den Rand eines gemeinen Englischen Gebetbuches:

„Kund sei hiemit gethan, daß ich, Samuel „Colson, gewesener Factor zu Hitto, wegen „Verdachts einer Zusammenverschwörung ge-

 „fäng-

„ fänglich eingezogen worden bin, und, so viel „ ich weiß, deßwegen sterben muß. Da ich nun „ keine bessere Gelegenheit habe, meine Unschuld „ bekannt zu machen, so habe ich dieses in der „ Hoffnung in das Buch geschrieben, daß es „ irgend ein redlicher Engländer sehen wird. Ich „ versichere hiermit bei meiner Seeligkeit, wie „ ich denn durch Christi Tod und Leiden Ver„ gebung meiner Sünden zu erlangen hoffe, „ daß ich an einer solchen Verschwörung ganz „ und gar keinen Theil genommen habe, und „ daß sich auch, so viel ich weiß, weder ein Eng„ länder, noch sonst Jemand in der Welt der„ selben schuldig gemacht hat. Gott mache mich, „ so gewiß dieses ist, seelig.„
An einem andern Orte dieses Gebetbuches beschrieb er auch die Martern, die er und seine Gefährten hatten ausstehen müssen und sezte eine Widerruffung alles dessen hinzu, was er, gedrungen von den Martern, gestanden hatte, und eine abermalige feierliche Erklärung seiner Unschuld.

Die Holländer würden sich von diesen Betheuerungen gewiß eben so wenig haben rühren lassen, wenn sie ihnen bekannt geworden wären, als sie durch die Standhaftigkeit mancher, die sie mit ansahen, und durch die Betheuerungen aller, die sie mit anhörten, waren gerührt worden. Sie hatten einmal beschlossen, die Engländer strafbar zu finden, und daher trugen sie kein Bedenken, wenn sie aus einem Gefangenen kein Bekenntniß, oder doch kein solches, wie sie es brauchten, herauslocken konnten, demselben durch ihre Fragen, das was er reden sollte,

sollte, in den Mund zu legen. So fragte zum Exempel der Fiscal einen Engländer, Namens Collins, auf was Weise die Japaneser ihr Vorhaben, des Citadels sich zu bemeistern, hätten ausführen sollen? Collins wußte darauf nicht zu antworten. Um ihn also aus dieser Verlegenheit zu ziehen, fragte ihn der Fiscal: ob sich nicht zween von den Japanesern an die beiden Ende des Citadels und an die Thüre von dem Hause des Gouverneurs hätten begeben sollen, um ihn zu ermorden, wenn er nach der Ursache des Auflaufs fragen würde? Hierauf ermangelte denn Collins, wie leicht zu erachten, freilich nicht, mit Ja zu antworten. Das wurde so weit getrieben, daß selbst Zuschauer ihren Unwillen darüber nicht bergen konnten.

Indessen wurden diese Aussagen für einen hinlänglichen Erweiß der großen Zusammenverschwörung der Engländer und Japaneser angesehen, und dem zu Folge alle diese Englische, Portugiesische und Japanische Gefangene, einige wenige ausgenommen, die bewiesen hatten, daß sie damals in Hitto gewesen seien, den 25sten Februar 1622 feierlich zum Tode verurtheilt, und dieses Urtheil wurde den folgenden Tag an ihnen vollzogen. Da die armen Leute bei dieser betrübten Veranlassung einmal wieder zusammen kamen, machten die Engländer den Japanesern Vorwürfe, daß sie sie ins Unglück gebracht hätten, ohne sie kaum iemals zuvor gesehen oder gesprochen zu haben. Diese aber entschuldigten sich mit Vorweisung ihrer mißhandelten Körper, und betheuerten, daß es ihnen unmöglich gewesen sei, den ungeheuern Martern zu widerstehen. Alle

zusammen aber bezeugten vor ihrer Hinrichtung noch mit ihrem lezten Athem ihre Unschuld. So verlohren zehn Engländer, ein Portugiese, und eilf Japaneser ihr Leben. Collins, Beaumont, Sharrock und Webber aber wurden begnadigt.

Nachdem die Holländer für eine so sonderbare Errettung von einer so fürchterlichen Zusammenverschwörung öffentliche Freudenbezeugungen angestellt, und dem Vater der Liebe ihr christliches Dankopfer deßwegen geziemend gebracht hatten: begaben sich der Gouverneur und der Fiscal nach Banda, und untersuchten daselbst das Betragen des Herrn Welden auf das schärfste, fanden aber nichts, was ihnen einen Vorwand hätte geben können, das Trauerspiel von Amboina hier zu wiederhohlen.

Die bisherige Erzählung ist, wie man leicht sieht, aus Englischen Berichten genommen. Es könnte daher sehr natürlich der Verdacht entstehen, daß die Engländer alles bloß zu ihrem Vortheil erzählt haben dürften, und daß die Beschuldigungen, die die Holländer ihnen machten, dennoch nicht ganz ungegründet sein möchten.

Auch unterliesen die Holländer nicht, der Welt gegründete Nachrichten von der Zusammenverschwörung mitzutheilen, nach welchen der Gouverneur vollkommen klug und löblich mit den nichtswürdigen Engländern verfahren ist. Unglücklicher Weise aber sind in diesen gegründeten Nachrichten die Aussagen der Engländer, in den wichtigsten Puncten, sehr weit von denen verschieden, die nach

Jacatra geschickt worden waren, und von dem Original, welches das Jahr darauf auf Befehl nach Europa gesandt wurde. Um also ganz unparteiisch zu Werke zu gehen, wollen wir nur die wichtigsten, von den Holländern selbst angegebenen und zugestandenen Umstände beleuchten, um daraus über die Wahrscheinlichkeit oder Unmöglichkeit der den Engländern gemachten Beschuldigungen urtheilen zu können.

Die Engländer sollen sich mit den Japanesern verschworen haben. Da sie also diese gefangen nehmen sahen, da sie hörten, daß diese sich einer Verrätherei schuldig gemacht hätten, warum suchten sie sich nicht zu retten, warum giengen sie noch vier ganze Tage in unbegreiflicher Sicherheit in Amboina herum?

Der Gouverneur ließ sie nicht mit Gewalt zu sich hohlen, welches er bei der starken Besatzung, die unter seinen Befehlen stund, mit aller Sicherheit hätte thun können: er lies sie bloß zu sich ruffen. Fürchtete er vielleicht, daß selbst von den Soldaten die meisten bereits auf der Seite der Engländer wären, wie konnte er es wagen, diese sämtlich zu sich zu ruffen? sie dadurch aufmerksam zu machen, und ihnen doch Zeit zu lassen, ihre Verbündeten zu ihrer Rettung aufzufordern? Da er sie also bloß beruffen ließ: so ist dieß entweder ein stillschweigendes Geständniß, daß er hoffte, sie würden im Vertrauen auf ihre Unschuld, ohne Schwierigkeit kommen, oder es ist ein Beweiß, daß er nicht fürchtete,

sie dürften auser den Japanesern noch andere Gehülfen bei dieser Verschwörung gehabt haben.

Wenigstens brachten sie auch bei der Untersuchung, ihrer Methode ungeachtet alles herauszubringen was sie wollten, nicht heraus, daß auser den zehn biß vierzehn Engländern, dem einen Portugiesen, und den eilf Japanesern noch Jemand an der Verschwörung Theil genommen habe. Das waren also die Leute, die ein Fort einzunehmen suchten, in dem gegen siebentehalb hundert Mann lagen. Zu dieser warlich schweren Unternehmung hatten die Verschwornen, nach englischen Berichten, drei alte Degen, zwo unbrauchbare Flinten, ein halb Pfund Pulver, und etwas Schrot. Mit den Degen, Flinten und Schroten hätten sie nun freilich wenig gedeihliches ausrichten können, und das Fort würde sich auch kaum durch ein halbes Pfund Pulver haben in die Luft sprengen lassen. Da sich aber diese Nachricht von ihrer Munition auf die Berichte ihrer Landsleute gründete, so wollen wir darauf nicht weiter bestehen, sondern annehmen, daß sie mit allem, was zum Angriff des Forts gehörte, sehr gut versehen gewesen seien; ia wir wollen einräumen, daß sie Anhang genug gehabt hätten, das Fort einzunehmen: wie konnten sie denn hoffen es zu behaupten? Es waren ia noch drei Forts auf der Insel, in denen Besatzungen lagen, und schon das Volk auf den Holländischen Schiffen, die im Hafen von Amboina lagen, wäre im Stande gewesen, ihnen ihre ganze Eroberung wieder abzunehmen. Nicht zu gedenken, daß die Holländer Meister von den sämtlichen Molucken waren, und also wenig Mühe gehabt

habt haben würden, ihnen die ganze Insel wieder abzunehmen, im Fall sie sich derselben hätten bemächtigen können.

Es scheint also kein Zweifel übrig zu bleiben, daß diese ganze Geschichte bloß von einem unbegränzten, unmenschlichen und teuflischen Geiz und Neide herzuleiten sei. Alles was man darüber hinzufügen könnte, wäre überflüssig. Man kann eine solche, die ganze Menschheit empörende Begebenheit nicht lesen, ohne von selbst dabei zu fühlen, was man darüber sagen könnte.

Das schlimmste für den Ruhm der Compagnie ist dabei, daß sie sehr starke Ursache zum Argwohn gegeben hat, daß dieses ganze Verfahren einen von ihr selbst entworfenen oder doch gebilligten Plan zum Grunde gehabt habe.

Daß sie grossen Vortheil von dieser Begebenheit gehabt habe, ist augenscheinlich. Denn die Engländer wurden dadurch von dem Gewürzhandel gänzlich ausgeschlossen, und sind seitdem nicht mehr zu dem Besitz desselben gelangt.

Der Präsident und der Rath der Engländer in Jacatra liesen auf die erste Nachricht von diesem traurigen Vorfalle den Holländischen General fragen: „auf wessen Geheis der Gouverneur von „Amboina und der dasige Fiscal ihre unmenschliche „Grausamkeit gegen die Engländer so weit getrie„ben hätten, und ob er ihr Betragen billige?„ Die Antwort des Generals hierauf war folgende: „Der

„Gouver-

„Gouverneur von Amboina handele zu Folge einer „ihm von den Herren Generalstaaten ertheilten Ge„walt, Kraft welcher er in allen, sowohl Kriegs„als bürgerlichen Angelegenheiten, die unter die Ge„richtsbarkeit seines Gouvernements gehöreten, von „Niemand abhängig wäre. Ueber das wäre dieses „Verfahren gegen die Englischen Verräther nicht „nur gerecht, sondern auch schlechterdings noth„wendig gewesen, wie aus ihrem Bekenntnisse, wo„von er dem Englischen Präsidenten und Rath eine „Abschrift überschickte, ersehen werden könne.„

Die Englische Ostindische Compagnie wandte sich an den König Jakob den ersten. Aber dieser Herr, mehr zum Gelehrten als König gebohren, war nicht im gehörigen Stande, ihr mit Nachdruck zu einer Genugthuung und Schadenersetzung zu verhelfen. Den Nachtheil, den die Compagnie und die Nation durch dieses Verfahren der Holländer litte, fühlte er zwar sehr lebhaft, und legte schreckliche Flüche deßwegen auf sie; das war aber auch alles, was er in dieser Sache that. Sein unglücklicher Nachfolger, Karl der erste, bezeigte sich thätiger. Er begnügte sich nicht, Genugthuung von den Holländern zu fordern, sondern er machte Anstalten, sie ihnen mit Gewalt abzuzwingen. Allein die Unruhen, die ihm Thron und Leben kosteten, hinderten ihn, sein Vorhaben auszuführen.

Cromwell war glücklicher darinnen Dieser merkwürdige Mann, der mit den abscheulichsten Lastern wahre grosse und königliche Eigenschaften verband, bekriegte im Jahre 1652 die Holländer mit

mit so gutem Erfolg, daß sie im Jahre 1654 um Frieden zu bitten genöthiget waren. So glücklich Cromwell in diesem Kriege gewesen war: so wenig benützte er die Oberhand, die er erfochten hatte, zum Besten der Englischen Ostindischen Compagnie. Das wäre der Zeitpunct gewesen, wo er sie in den vorigen blühenden Zustand hätte versetzen, und ihr die Gemeinschaft an dem Spezereihandel wieder verschaffen können; allein er scheint zufrieden gewesen zu sein, den Holländischen Uebermuth auf der See gedemüthigt, und sich bei den Europäischen Mächten in Furcht und Ansehen gesezt zu haben. Ganz vergaß er indessen in dem 1654 (den 5ten April) zu Westmünster geschlossenen Frieden der Ostindischen Compagnie dennoch nicht. Es wurde in demselben festgesezt, daß die Herren Generalstaaten dafür sorgen sollten, daß dieienigen, die an dem Vorfalle zu Amboina Theil genommen hätten, bestrafft würden.

Dem zu Folge wurde eine Commission niedergesezt, die die Klagen beeder Gesellschaften gegen einander überhaupts untersuchen und entscheiden sollte. Die Englische Compagnie gab eine Schäzung ihres erlittenen Schadens ein, nach welcher sich dieser, auser dem Verlust ihrer Factoreien, auf 2,695,999 Pfund Sterling belief. Die Holländische Compagnie gab dagegen eine Forderung von 850,000 Pfund ein; aber die Englische Forderung war erwiesen, die Holländische war es nicht. Indessen wurde den Holländern in der Entscheidung, die den 30sten August 1654 unterzeichnet wurde, doch nichts weiter auferlegt, als eine

an

an die Englische Compagnie zu zahlende Summe von 85000 Pfund Sterling, und die Zurückgabe der Insel Poleroon; und selbst dieses wurde nicht ganz in Erfüllung gebracht; denn das Holländische Geld bewürkte, daß man die Zurückforderung von Poleroon wieder liegen ließ.

In Ansehung der abscheulichen Mißhandlung der Engländer in Amboina wurde von den Holländern nichts als 3615 Pfund Sterling verlangt, die unter die Erben der ermordeten Engländer ausgetheilt wurden. Dagegen sollten alle öffentliche und besondere Klagen, Ansprüche und Forderungen aller und jeder Engländer wegen des Verlustes und der Einbusse, die sie in dem Jahr 1622 gehabt haben möchten, aufgehoben, geendiget und vergessen sein.

Durch diese Entscheidung kamen die Holländer so glücklich weg, als sie nur wegkommen konnten. Für die elenden 3615 Pfund behielten sie den Gewürzhandel allein; das unschuldig vergossene Blut blieb ungerächt, und ihr unmenschlicher Blutdurst unbestrafft. Zwar gestunden sie durch die Bezahlung dieser kleinen Summe an die Hinterbliebenen der in Amboina umgekommenen, stillschweigends, daß diese ungerechter Weise getödet worden seien; aber was schadete das einer Handlungsgesellschaft, bei einer Sache, die sich ohnehin nicht wohl läugnen ließ? Von dieser Zeit an sind die Ostindischen Compagnieen von Holland und England nicht mehr in merkwürdige und wichtige Collision gekommen, wiewohl die leztere sich von ihrem damaligen Verfall in der Folge

Folge ansehnlich wieder aufgerichtet hat. Die beeden Staaten hatten zwar gleich unter Karl dem zweiten wieder Krieg mit einander, den sich die Englische Compagnie zu Nutzen zu machen suchte, um die Holländische in Ostindien einmal mit voller Gewalt anzugreifen. Eine Flotte von 23 Kriegsschiffen, auf welche 8000 Mann eingeschifft wurden, lag schon dazu bereit. Wahrscheinlich hätte diese den Sachen der beeden Gesellschaften in Indien eine ganz andere Gestalt gegeben, wenn ein anderer König, als Karl der zweite, auf dem Englischen Throne gesessen wäre. Aber dieser wollüstige Herr bekümmerte sich nichts darum, seinen richtigen Einsichten gerade zuwider zu handeln, wenn er nur dadurch für seinen Hang zur Sinnlichkeit Nahrung gewinnen konnte. Er hielt die Flotte, um von der Englischen Compagnie Geld zu ziehen, neun Monate auf; und indessen fand der Holländische Abgesandte Mittel, durch 100000 Pfund sich am Hofe, dessen Sitten sich aus dem Charakter des Königs schon errathen lassen, eine so starke Partei zu machen, daß die fürchterliche Flotte gar nicht mehr zum Auslaufen kam.

So nachdrücklich die Holländer an der Unterdrückung der Engländer in Ostindien gearbeitet hatten: so nachdrücklich arbeiteten sie auch an der Unterdrückung der Portugiesen daselbst; und diese waren nicht im Stande, ihnen bei dem schwachen Schuze von Spanien zu widerstehen. Im Jahre 1640 aber änderte sich ihre bißherige Lage gegen einander, da sich die Portugiesen ermannten, das Spanische Joch abzuschütteln, und den Herzog

von Braganza, unter dem Namen Johanns des vierten zu ihrem König zu erwählen. Da sie nun nicht mehr Unterthanen von Spanien waren: so konnten auch die Holländer sie nicht mehr als ihre Feinde betrachten, und die Portugiesen nöthigte ihre Situation ohnehin, die Freundschaft der Holländer zu suchen. Es wurde also ein Friede zwischen beeden Nationen geschlossen, und in demselben festgesezt, daß iede behalten sollte, was sie im Besitz hätte. Allein die Portugiesen begiengen die Unvorsichtigkeit, in Brasilien und auf der Insel Ceylon, aus einem falschen Vertrauen auf ihre Stärke, den Frieden auf mancherlei Art zu verletzen; und die Holländer ermangelten nicht, von diesem Vorwande Gebrauch zu machen, und die Feindseeligkeiten gegen sie so nachdrücklich fortzusetzen, als sie sie damals ausgeübt hatten, da Portugall noch unter der Spanischen Herrschaft gestanden war. In Brasilien zwar machten sie schlechten Fortgang; in Ostindien aber gelang es ihnen desto besser. Sie vertrieben die Portugiesen, die durch ihre Trennung von Spanien, den Beistand, den sie bisher von dieser Krone gehabt, verlohren, und an ihr einen neuen Feind bekommen hatten, und also in der mißlichsten Lage sich befanden, von ihren meisten Besizungen; und gaben sie ihnen in dem Frieden, den sie 1661 mit ihnen schlossen, nicht wieder.

Mit seinen alten Erbfeinden, den Spaniern, versöhnte sich Holland durch den Münsterischen Frieden von 1648; und es wurde in demselben für die Unabhängigkeit und Freiheit der Compagnie und ihrer Besizungen so gut gesorgt, als für die vereinigten Staaten selbst.

Das sind die hauptsächlichen Begebenheiten, denen die Holländische Ostindische Compagnie ihre Entstehung, ihre Erhaltung und ihr Wachsthum zu danken hat. Das was noch von ihr hier anzuführen ist, ist das, daß sie die Erneuerung ihrer Privilegien immer von einem Termin zum andern von den Generalstaaten erhalten hat. Zwar fand diese Erneyerung bisweilen Widersprüche, besonders im Jahre 1668 von dem Pensionär von Holland und Westfriesland, Johann van Witt. Dieser grosse Staatsmann hatte an dem der Compagnie ertheilten ausschliessenden Rechte, nach Ostindien zu handeln, sehr viel auszusetzen. Er hatte schon von der Festigkeit und Gründlichkeit ihrer Verfaßung in Ostindien keine grossen Begriffe; weil die meisten Leute, die sie in ihren dasigen Besitzungen und Colonieen nöthig hatten, seinem eigenen Ausdrucke nach, der Abschaum des Volks, liederliche, hungrige, gottlose, diebische und weggeworfene Leute wären. Auch glaubte er, daß der Grundsatz der Strenge, den sie bei ihrer Indischen Regierung eingeführt hatten, falsch und gefährlich wäre. Ueberhaupts aber war er der Meinung, daß eine solche ausschliessende Handelsfreiheit dem Staat allezeit schädlich wäre, wiewohl er zugestund, daß dieser auch nicht unbeträchtlichen Nutzen davon ziehe. Zur Erläuterung und Bestätigung seiner Meinung setzte er den Fall, daß auch jeder von den Europäischen Zweigen des Holländischen Handels einer Gesellschaft ausschliesend zugetheilt werden sollte, und behauptete, daß alsdann nicht der zehente Theil der Unterthanen sein Brod würde verdienen können, und daß also Holland bald dadurch zu Grunde ge-

richtet werden würde. — Allein das Geld der Compagnie überwog alle diese Gründe, und sie erhielten im Jahre 1668 ihr Privilegium so gut als die übrigenmale. Aber beträchtliche Summen kosteten ihnen freilich diese Erneuerungen. Im Jahre 1644 mußten sie eine Million und 600000 fl. dafür bezahlen, nachdem sie vorher schon einigemale beträchtliche Geldsummen vorgeschossen, und eine grosse Menge Salpeter zu Schiespulver geliefert hatten, und im Jahre 1698 soll sie ihnen einige Millionen gekostet haben.

Da sie, bei diesen grosen Abgaben, in Indien immer mehr Aufwand bekamen, ie mehr sich ihre Macht erweiterte; da sie dieserwegen immer neue Festungen bauen, und neue Truppen dahin schicken und unterhalten mußten; und da insbesondere die Regierung in Batavia grose Summen kostete: so ist es nicht zu bewundern, daß die Eigenthümer oft wenig Vortheil davon zogen, wenn die Geschäfte der Compagnie auch noch so groß und noch so glücklich waren. Ueberhaupt aber zeigte sichs immer deutlicher, daß der Vortheil der Compagnie hauptsächlich auf der Rechtschaffenheit ihrer Beamten beruhe.

Ein vorzügliches Beispiel einer solchen nützlichen Treue gab einer der Oberbedienten der Compagnie, Hanns van Herzog, dessen Name aufbewahrt zu werden verdient. Er hatte sich durch verschiedene niedrige Stuffen biß zu dem Plaz eines Gouverneurs von Japara, an der östlichen Küste von Java, geschwungen. Dieser Posten war vor ihm

sehr

sehr unbedeutend gewesen, wiewohl die Lage dieses Orts zum Handel sehr vortheilhaft war. Unter ihm aber trug er der Compagnie verschiedene Millionen ein. Die Directoren wurden dadurch so aufmerksam auf diesen Mann, daß sie dem Staatsrath von Indien auftrugen, ihn nach seinen Verdiensten zu belohnen. Statt dessen aber machten ihm diese Herren so viel Verdruß, als sie konnten. Das ertrug er einige Jahre mit einer Gedult, die seiner Redlichkeit gleich war; und da er nicht mehr konnte, erbat er sich die Erlaubniß, nach Europa zurückzukehren. Dieses Verlangen war der Regierung so angenehm, daß sie ihm noch dazu das Commando über eine Flotte von fünf Segeln auftrug, die 1689 nach Europa gieng. Mit dieser nahm er am Vorgebürg der guten Hoffnung zwei Französische Schiffe weg, die halb so viel werth waren, als seine Flotte. Er trug genaue Sorge, daß diese beträchtliche Beute unversehrt nach Holland kam; er selbst aber kam nicht mehr dahin, sondern starb am Bord der Flotte, als sie die Küsten von Holland schon vor Augen hatten. Die Directoren der Compagnie blieben bei diesem Verluste nicht ungerührt, sondern liesen ihm ein öffentliches und prächtiges Leichenbegängniß halten, und zum Denkmal ihrer Hochachtung eine ein Pfund schwere goldene Medaille auf ihn schlagen, die sie seinem Vater, einem ansehnlichen Kaufmann in Rotterdam, überreichen liesen.

Vermuthlich hatten seine treuen Dienste noch einigen Einfluß auf die reichlichen Austheilungen, die einige Jahre nach seinem Tode unter die Interessenten von den Directoren gemacht wurden. Im

Jahre 1698 geschahen deren zwo, und doch wurden im folgenden Jahre 1699 schon wieder zwo gemacht, von denen die eine im Monat Junius zwanzig von Hundert, und die andere im December funfzehn von Hundert betrug.

In welchem Zustande sich gegenwärtig die Compagnie, und ihre Besitzungen in Ostindien befinden, beschreibt der Verfasser des kleinen Französischen Werkchens, von dem wir dem Leser hier die Uebersetzung mit einigen erläuternden oder berichtigenden Anmerkungen vorlegen.

Gegenwärtiger Zustand
der
Besitzungen der Holländer
in Ostindien.

Aus dem Französischen,
mit Anmerkungen.

Von der Staatsverfassung.

Hauptpersonen bei der Regierung.

Der Generalgouverneur ist das Haupt der Regierung der Holländischen Ostindischen Gesellschaft. Er besitzt eine in vielem Betracht zu wenig eingeschränkte Gewalt. Er kann würklich alle Sachen auf der Stelle entscheiden, wenn er nur für die Folgen steht, und auf sich nimmt, den Directoren der Compagnie in Holland Rechenschaft davon zu geben. Es vergehen aber gewöhnlich zwei Jahre, ehe diese von der Sache unterrichtet sein können, und das ist für den leidenden Theil ein viel zu langer Termin bei einer Bedrückung.

Wenn der Gouverneur darauf bedacht ist, mit dem Advocaten der Compagnie, einem Beamten, der den größten Einfluß in ihre Geschäfte hat, Freundschaft zu halten; so ist er fast allemal sicher, Recht zu haben, und seine ganze Autorität zu behaupten.

Die Generalgouverneursstelle ist eine der einträglichsten, für einen freilich mehr als für den andern, denn das hängt von der Denkungsart desjenigen ab, der sie begleitet. Der Habsüchtige, und

und wer sein Glück mit einmal machen will, hat tausend Mittel seine Begierde zu befriedigen. Dazu trägt hauptsächlich bei, oder kann wenigstens beitragen die Vergebung der Commissärsstelle über die Eingebohrnen, der immer eine Creatur vom Oberstatthalter ist, und ganz von ihm abhängt, die Pächter, die Verwalter, kurz alle Aemter, die er vergiebt, ferner alle Pflichtverletzungen. ꝛc.

Es ist also nicht sehr zu wundern, daß ein solcher Oberstatthalter vier Millionen und viermal hunderttausend Thaler *) hinterlassen hat, ob es gleich bekannt war, daß er nicht mehr als 180000 Thaler gehabt hatte, da er sein Amt antrat. Aber das ist zum Erstaunen, daß sich die Compagnie von einem so ungeheuern Gewinn nicht hat Rechnung ablegen lassen, da sie doch das Recht dazu hatte. — Was hat man nicht alles schon in Indien gethan, um sich zu bereichern, und Schätze zu sammeln? Alleinhandel, Ungerechtigkeiten, Ränke, Diebereien, kurz alles, wozu ein verdorbenes Herz fähig ist, ist angewandt worden. — Läßt sich etwa ein ehrlicher Mann einmal beigehen, über solche Unbilligkeiten seinen Unwillen zu äusern; ei, mein Gott, sagt man ihm, in Holland weiß man das alles; und wahrhaftig man sieht es wohl, weil man sich in Europa nicht darum bekümmert, und über diese Gleichgültigkeit so gar den eignen Vortheil der Compagnie aus den Augen verliehrt. Denn gesezt, sie wollten diese Betrüger und Blutigel nicht straffen,

*) Ein Thaler in Indien macht 48 Holländische Sous.

fen, wie sie es verdienten, so könnte man sie doch wenigstens von Zeit zu Zeit ausdrücken, wie einen Schwamm; und das würde immer ein Vortheil für die Compagnie sein, mit der es ohnehin immer Berg ab geht, und die sich so stark zu ihrem Untergange neigt, daß sie bald nicht mehr existiren, oder nur eine sehr kümmerliche Existenz haben wird. —

Die Republik selbst kann das mit der Zeit empfinden, und anstatt einen sehr vortheilhaften und sehr einträglichen Handel so lange zu geniessen, als sie ihn hätte geniessen können, wird sie das Gebäude ihrer Hofnungen zusammenstürzen sehen, ohne daß sein Umsturz zu etwas anderm, als zu Befriedigung der Gewinnsucht einiger gieriger Privatpersonen gedient hätte. —

Und wenn es so weit gekommen sein wird, was werden die Folgen davon sein? Dann wird man seine Zuflucht nehmen zu — — — Verbesserungsversuchen, wenn es zu spät ist.

Der Oberstatthalter genießt sehr grosse Ehrenbezeugungen. Zween Grenadiere stehen ordentlich Schildwache vor seinem Palaste; wo sich auch verschiedene Hellebardiere aufhalten, die die Leute anzumelden haben, die den Generalgouverneur sprechen wollen. Wenn er Audienz giebt, findet man ihn gemeiniglich an einem Tische sitzend, der mit Papieren bedeckt ist, die unordentlich durch einander liegen; er ist in blosser Weste, und seine Antworten sind gemeiniglich so schnurrend als kurz. — Wenn er ausfährt, so ziehen allemal vor ihm her:

2 Trom-

2 Trompeter, in besezten Kleidern, zu Pferd, die von Zeit zu Zeit in die Trompete stossen.
1 reich gekleideter Europäischer Laufer,
4 Mohren als Laufer mit grossen Stöcken,
1 Unterofficier mit 12 Reitern, und gezogenem Seitengewehre.

Ein Cornette geht neben dem Wagen, worinn der Gouverneur im sammtnen Kleide und mit der Allongeperücke sizt, (so groß auch die Hitze in Indien ist.) Dem Wagen folgen zween Hellebardiere, und eine Anzahl Reiter beschließt den Zug.

Wenn Jemand in seinem Wagen dem Generalgouverneur mit seinem Gefolge begegnet, so muß er sogleich aussteigen, und ihm eine tiefe, tiefe Verbeugung machen. An dieses lästige Ceremoniel, für das der Statthalter bloß mit einem kleinen Kopfnicken dankt, ist alles gebunden, Mannspersonen und Frauenzimmer, wes Standes sie seien, bloß die Glieder des Raths von Indien ausgenommen. Diese Etikette ist unstreitig eine der unbequemsten, besonders für die Damen, die stehen bleiben, und die brennende Sonnenhitze aushalten müssen, indem der Staub, den das grosse Gefolge erregt, sie bedeckt und fast blind macht.

Der Oberstatthalter giebt keine Tafel: alle Tage um 6 Uhr wird die Abendgesellschaft angenommen, die bloß aus Herren und Damen besteht, die sich zween Tage zuvor haben melden lassen. Der Gouverneur empfängt die Gesellschaft an seiner Thüre, sitzend, in einer schwarzen Weste, eine schön gewaschene

waschene leinene Haube auf dem Kopfe; so bald alles beisammen ist, sagt er: meine Freunde, ziehen Sie sich aus. Sogleich giebt ein jeder einem Sclaven sein Kleid, Hut und Degen. Dann setzt man sich auf Stühle, die der Reihe nach längst dem Perron gestellt sind, aber jedes nach seinem Rang; denn wenn es zutrifft, daß einer diese Regel übertritt, so ist der Gouverneur sorgfältig darauf bedacht, ihn daran zu erinnern, indem er ihm zurufft: das ist Ihr Plaz nicht, setzen Sie sich dorthin. Darauf wird ein Glas Bier gereicht, man trinkt auf einen vergnügten Abend, man giebt iedem Chapeau eine Pfeife, und die Unterhaltung fängt an. Es kann sich aber iedes mit Niemand als seinem Nachbar unterhalten, und Niemand traut sich so laut zu reden, daß es der Statthalter hören kann, der seines Orts nur mit demienigen spricht, der zunächst bei ihm sizt, welches immer die vornehmste Person in der Gesellschaft ist, und die Unterhaltung des Gouverneurs auch ganz allein genießt. So lang die Assemblee dauert, spricht der Herr Statthalter nicht laut, auser wenn er Gesundheiten ausbringt; und das geschieht auf folgende Art: Auf das Wohl der Damen: — sogleich steht ein jeder auf, mit dem Glas Wein in der Hand, das man ihm schon vollgeschenkt hat, man macht einen halben Cirkel, ieder verbeugt sich und schreit: auf das Wohl der Frau Oberstatthalterin. Die übrigen Gesundheiten folgen nach dem Rang der Anwesenden, so daß ieder aufsteht, und eine tiefe Verbeugnng macht, wenn die seinige getrunken wird. — Der Generalgouverneur zieht diese Gesundheiten so lange hinaus, bis es neun Uhr schlägt.

Dann

Dann steht alles auf, legt sein Kleid wieder an, nimmt seinen Hut und Degen, und eilt, das Wohl des Herrn Oberstatthalters zu trinken, der: grossen Dank für meine Gesundheit, antwortet. Dann empfiehlt sich die Gesellschaft, ieder geht nach Hause, und so bringt der Generalgouverneur von Indien alle seine Abende zu. Man urtheile nun von dem Vergnügen bei diesen Gesellschaften, besonders für einen Mann von Geburt und Verstand, der das Unglück hat, sich neben irgend einem unwissenden Tölpel zu befinden, der vielleicht in Europa das Schuster, Schneider, Fleischer- oder ein schlechters Handwerk getrieben hat, und in Indien bis zur Würde eines Unterkaufmanns gestiegen ist. — Noch kränkender für den rechtschaffnen Mann von Verstand ist das, wenn er solche Leute zu den höchsten Stellen gelangen sehen, und von ihnen alle Arten von Grobheiten gedultig leiden muß. Man glaube ia nicht, daß ihnen ein langer Aufenthalt in Indien besondere Talente gegeben habe, und daß dieses die Ursache gewesen sei, sie mit den höchsten Stellen zu bekleiden. Nichts weniger als das; sie sind in den Geschäften der Compagnie eben so unwissend, als im Umgang tölpisch. — Was war im Grunde ihr Talent? Das, durch alle möglichen niedrigen und schändlichen Mittel einiges Geld zusammenzuraffen; dann tretten sie in irgend ein Amt, und versäumen nichts, um grössere Reichthümer aufzuhäufen, unbekümmert über die Mittel, wodurch sie dazu kommen. Auch leidet die Compagnie durch sie oft grossen Schaden. So rücken sie von Stuffe zu Stuffe weiter, biß sie zu der, eines Gliedes des Indischen Raths steigen. Um diese zu erhalten,

halten, verschwenden sie, ohne Bedenken, einen Theil der Früchte ihrer gierigen Habsucht; und ist einer einmal im Besitz dieser wichtigen Stelle, dann sind der Herr Rath ein unzugängliches Wesen. — Aber, was waren denn diese Herren, ehe sie zu dieser in Indien so sehnlich gewünschten Stelle befördert wurden? — Gewöhnlich die Lieblinge und Günstlinge des Herrn Oberstatthalters; so hat man zum Exempel im Besitz der größten Gewogenheit, und des gänzlichen Vertrauens eines von diesen Statthaltern

Einen Mann gesehen, dessen Mutter in einem Keller in Holland Früchte verkaufte; der als blosser Bootsknecht nach Indien gekommen war, — und dessen Umgang nur allzusehr bewieß, daß er aus der Obstbude kam.

Ein andrer, der im niedrigsten, schmutzigsten Judenstande gebohren war, war lange Kutscher in Indien gewesen; endlich fieng er an Handel zu treiben, machte grossen Gewinn per fas et nefas, und kaufte eine Schöffenstelle in Batavia, und hielt sich dann seine eigne Equipage. Es war lustig anzusehen, wie unser guter Mann in Sammt gekleidet, oder mit Gold bedeckt war, und dabei die Arme steif auseinander hielt, indem ein paar grosse Handkrausen zwo grobe Hände beschatteten, die noch nach dem Stalle rochen. — Dergleichen Leute sieht man in Indien nur allzuviele; es wäre verschwendete Mühe, ihrer mehrere zu schildern; wir wollen unsre Leser, die vermuthlich nach solchen Gemälden nicht sehr gelüstet, des Eckels überheben, noch mehr dergleichen zu betrachten. Was wir gesagt haben, wird hinlänglich sein, um sich von dem übrigen einen Begriff zu machen.

Mit solchen Leuten muß man vorzüglich behutsam umgehen; sie finden beim Statthalter immer Gehör; und wenn sie eine Seele haben, so brauchen sie sie bloß ihrem Nächsten zu schaden, nicht ihm zu dienen. Auch kann man darauf rechnen, daß der rechtschaffene, geschickte Mann allemal verächtlich von ihnen behandelt wird.

*) Der **Generalgouverneur** wird von dem **Staatsrath von Indien** durch die Mehrheit der Stimmen gewählet. Er muß aber von den **Directoren** der **Compagnie**, und von den **Generalstaaten** selbst bestätiget werden. Man hat wirklich Exempel, wiewohl sie selten sind, daß die **Directoren** den gewählten Gouverneur verworfen, und einen andern geschickt haben.

Der **Generalgouverneur** hat im Verhältniß mit seinem Range, und mit dem Staate, den er führen muß, eine sehr geringe Besoldung. 800 Reichsthaler (nach **Raynal** 1000 Gulden) hat er monatlich, und 500 Thaler Tafelgelder, und seine sämtlichen Domestiken werden von der Compagnie besoldet. Aber seine Besoldung ist auch der geringste Theil seiner Einnahme. Es steht so ziemlich bei ihm, wie hoch er diese treiben will. Er kann aber auch schon durch **rechtmäsige** Mittel in wenig Jahren unermeßliche Reichthümer sammeln. Als solche giebt **Raynal** die **Freiheit** an, die er hat, aus den **Magazinen** alles, was er will, um den **laufenden Preis** zu nehmen, und die **Freiheit**, die er sich nimmt, den Handel zu treiben, der ihm beliebt. Die **unrechtmäsigen** Mittel, die der Gouverneur hat, sich zu bereichern, sind sehr ausführlich, vermuthlich auch etwas übertrieben, in einer kleinen Schrift erzählt, die im Jahre 1778 zu Amsterdam unter dem Titel Zamenspraak vvegens de Oorzaaken van het Bederf der Nederl.

Der Generaldirector hat den zweiten Rang; alles, was die Direction der Handlung der Compagnie betrifft, ist ihm überlassen. Er hat die Sorten

Nederl. O. I. Compagnie (Gespräch über die Ursachen des Verfalls der Holl. Ost. Ind. Compagnie) auf 70 Seiten herausgekommen ist, und von der das deutsche Museum im September 1779 einen Auszug mitgetheilt hat. Ein Holländischer Patriot trägt dem Präsidenten der Directoren der Compagnie die Mittel vor, deren er sich bedienen würde, um sich, in dem Posten des Oberstatthalters, auf Kosten der Compagnie zu bereichern: Ich würde, sagt er, z. E. den Aufseher über das Handwerksquartier abdanken, und den Zimmermann in seinen Plaz setzen, der mir für diese Gunst zu Anfange 50000 fl. und nachher monatlich 7000 fl. bezahlen müßte; macht jährlich 84000 fl. Auf gleiche Art liese ich mir von dem Oberequipagemeister zu Batavia 50000 fl. für seine Bedienung bezahlen. Der Capitän der Chinesen, der gegenwärtig für das Chinesische Würfelspiel Pho und Topho 3600 Rthlr. jährlich zah't, müßte mir jährlich 62400 Gulden dafür zahlen. Davon bekäme denn die Compagnie ihre 3600 Rthlr. 3800 fl. würde ich dem Capitän schenken, und 50000 fl. würden mir bleiben. Von den Toptafeln, einem andern Hazardspiel der Chinesen, würde mir der Herr Capitän 50000 fl. Tribut geben müssen. So werden auch die übrigen Chinesischen Pächter mir einen verhältnißmäßigen Tribut entrichten müssen. Endlich würde ich suchen, das Amt des Stadtauctionators mit einem gerechten Schein an mich zu ziehen, das, bei meinem Aufenthalt in Batavia, jährlich 144,600 fl. eintrug, so

ten der Handelswaaren zu bestimmen, ihren Preis festzusetzen, und sie zu schaffen. Um seinem Amte mit Verstand und zum größten Vortheil der Gesellschaft vorzustehen, muß er selbst ein kluger und erfahrner Kaufmann sein. Er muß von allen auswärtigen Factoreien gründlich unterrichtet sein, und besonders darüber wachen, daß die Magazine in Indien, sowohl in den Hauptorten, als in andern Comtoiren,

so daß der Generalgouverneur drei seiner Günstlinge reichlich damit versorgen konnte. Ich aber würde die Stelle für mich behalten, zween meiner Lieblinge darüber setzen, und iedem iährlich 6000 Rthlr. und dem Ausrufer 7200 Gulden geben; also würden mir 100000 fl. reiner Gewinn bleiben. Dann würde ich dafür sorgen, daß einer meiner Vettern, **Landcommissarius**, ein anderer **Resident** in **Cheribon**, und ein dritter **Gouverneur** in **Java** würde. Der erste müßte mir jährlich eine Summe von 60000 der andere von 80000 und der dritte von 100000 fl. zahlen. So würde meine jährliche Einnahme ohne Mühe auf 650,000 fl. steigen; davon würd ich iährlich ein 150,000 nach **Europa** schicken, um mir **Freunde** und **Gönner** damit zu machen, und zu erhalten. — Man muß bemerken, daß der Patriot bei ieder Abgabe, die er sich als Gouverneur geben lassen würde, zeigt, daß sie der **abgeben könne**, dem er sie abfordere; und daß er als **Gouverneur** ihm **Mittel verschaffen könne**, sich für diese Abgabe reichlich und wohl gedoppelt wieder bezahlt zu machen. Aus dieser Berechnung erhellet, wenn sie richtig ist, daß die Gewalt des **Generalgouverneurs** allerdings viel zu groß sei, und daß es in seiner Gewalt stehe, die Einwohner auszusaugen, die Handlung zu hemmen, und folglich die Compagnie nach und nach zu ruiniren.

toiren, nicht mit unbrauchbaren oder wenig gesuchten Waaren angefüllt werden, die der Compagnie, indem sie viele Jahre da aufgehäuft liegen blieben, grossen Schaden verursachen würden. Allein viele von diesen Directoren sind entweder ohne alle Kenntniß der Handlung, oder sie machen sich wohl in Europa bei dem Advocaten der Compagnie, und durch ihn bei der Compagnie selbst, ein Verdienst, indem sie ohne Grund damit prahlen, daß sie eine Menge Waaren aus der Hauptstadt verschickt, und viele Magazine ausgeleert haben, und also darauf dringen können, daß man ihnen viel wieder hineinschicke.

Und in Europa untersucht man das alles nur so obenhin.

Man erwägt daselbst nicht, daß die Ausfuhr der Waaren von den Magazinen der Hauptstadt bloß daher rührt, daß der geschickte Director, anstatt den Forderungen, die die Commis in den auswärtigen Factoreien an ihn machen, Genüge zu thun, dieselben nöthigt, sich mit Waaren zu beladen, die Niemand mag; man bringt freilich bei der Hauptrechnung diese Artikel als verkauft zu Buche, aber es ist auch gewiß, daß sie ganze Jahre in den Magazinen der Orte, wohin man sie geschickt hat, liegen bleiben.

Indessen kommen die Rechnungen der Direction nach Europa; da bemerkt man dann mit Vergnügen die Talente des geschickten Directors, die Magazine zu leeren; man verspricht sich die größten Vortheile von dem Aussenden dieser Waa-

 ren,

ren, von denen man noch keine Nachricht haben kann, und so macht diese Täuschung, daß man sein wahres Interesse aus dem Gesichte verliehrt. Solche und andere dergleichen eingebildete Vortheile sind es, mit denen die Compagnie nur allzuoft hintergangen wird, und Leute, die Kenntniß hievon haben, und sich die Mühe nehmen wollen, ihren würklichen Zustand genau zu untersuchen, werden gestehn müssen, daß sie ein grosser Körper ohne Leben sei.

Auch den Einkauf der Waaren, die in den Magazinen fehlen, besorgt der Director; ein Fall, den man sehr häufig sich ereignen läßt, und der dem Director am meisten einträgt. *)

Den

*) Wenn ich **Generaldirector** wäre, sagt der Holländische **Patriot** in der angeführten Schrift: so würd ich gleich Anfangs **Verbote des Einkaufs** von Gütern ergehen lassen, die die Compagnie nöthig hat. Z. E. die Compagnie braucht 2000 Legger Arak. Ich würde also iedem Arakbrenner nicht mehr als vier Legger monatlich zu liefern erlauben. Dies würde von den 20 Arakbrennereien iährlich nicht mehr als 960 Legger betragen. Nun müßten mich also die Arakbrenner um die Erlaubniß ersuchen, der Compagnie mehr liefern zu dürfen; und um diese zu erhalten, würden sie, wenigstens meiner Frau, für ieden ihnen erlaubten Legger 15 Rthlr. versprechen: So gewänn ich also bloß auf den Arak iährlich über 15000 Rthlr; und eben so auf alle übrigen Güter wenigstens 40 Procent, und über dieß im Jahr noch 100000 fl. oder ich verdiente nicht Generaldirector zu sein.

Dann

Den dritten Rang haben die Glieder des Raths von Indien, sechs oder sieben an der Zahl. Die meisten von ihnen haben in Batavia den Vorsitz von irgend einem Collegium oder Departement, wovon sie grossen Nuzen ziehen. Es ist nichts ungewöhnliches, unter diesen Herren Leute von der gröbsten Unwissenheit und von der Hefe des niedrigsten Pöbels zu finden.

So hat man, zum Exempel, einen von diesen Räthen mit einem so elenden Gedächtniß begabt gesehen, daß man, wenn man ihm ein Papier zustellte, selbst wohl Acht haben mußte, wohin er es legte, um es ihm im Nothfalle sagen zu können; oft verlohr er auch sogar alles, was man ihm selbst gesagt hatte, aus dem Gedächtniß. Dieser Mann war

Dann würde es mir auch keine Mühe machen, meine mir untergeordneten Verwandten zu bereichern. Z. E. Mein Vetter im Spécereihause könnte einmal im Jahre 19000 Pfund Muskatennüsse, als durch die Würmer verdorben, und also verbrannt, angeben. Davon würden aber nur etwa 9000 Pfund verbrannt, und die übrigen 10000 Pfund beste Sorte würden an die Engländer verkauft. So würde es auch einem Sohn und einem Vettern von mir, die bei dem Pfefferhause angestellt wären, leicht sein, ein iährliches Einkommen von 100000 fl. sich zu machen. Denn drei Englische Schiffe iährlich zum Theil mit Compagniepfeffer zu laden, und dagegen 100 Karlingen von Würmern verdorbnen Pfeffer abzuschreiben, ist so gar schwer nicht; und käme ia der Wasserfiscal einmal dahinter, so wäre sein Zorn mit einem kleinen Douceur von etwa 16000 fl. leicht gestillt, u. s. w.

Anfangs Matrose gewesen (und Matrose, was man Matros heisen kann.) Die ganze Ostindische Gesellschaft würde kaum im Stande gewesen sein, einen Mann von schlechterer Erziehung zu schaffen. Man darf sich also nicht wundern, wenn man oft den Director, oder vielmehr den Matrosen, der zur zweiten Person im Gouvernement vom Holländischen Indien umgeschaffen worden ist, bei den Audienzen, die er giebt, auf eine unanständige Art, kaum bedekt mit einem ganz kleinen, unzugeknöpften Kleide, dasitzen und Audienz geben sieht. Ein andrer von diesen Räthen hatte kein grösseres Vergnügen, als wenn er allein eine Bande von berühmten Trinkern, die seine geliebten Saufbrüder waren, zu Boden saufen konnte. Diese Lebensart hatte ihn so unfreundlich gemacht, daß er Jederman ohne Unterschied mit der äussersten Brutalität begegnete. Er hat die Tochter eines Zimmermanns geheirathet, die dieser mit einer Negersclavin der Compagnie ausser der Ehe erzeugt hatte. Sie hatte selbst auch als Sclavin gedient, und ihr Vater hatte sie einem andern Zimmermann zur Frau gegeben, der nachher in dem Handwerksquartier als Fabricant *) gestorben ist.

Dieser würdige Mann hinterließ nach seinem Tode dieser Frau die unermeßlichen Summen, die er gest = =

Von einem andern konnte man behaupten, daß er in einem so hohen Grade, als iemals ein Mensch, die

*) Eine sehr einträgliche Stelle, die ungefähr einem Aufseher über das Bauwesen, oder einer Art von Baumeister gleich kommt.

die tiefste Unwissenheit mit dem schmuzigsten Geize und der hirnlosesten Trägheit verbunden habe. Ihm schien kein Mittel zu niedrig, noch zu schimpflich, um Geld aufzuhäufen; und seine Unwissenheit war, ohne Uebertreibung, so groß, daß er nicht im Stande war, zehn Zeilen in einer nur etwas erträglichen Schreibart zu Papier zu bringen. Seine Untergebenen können noch jezt nicht ohne Abscheu von seinem Geiz und von seinen Expressungen sprechen, und noch gegenwärtig hört man die Einwohner des Ortes, wo er zuvor Statthalter gewesen war, über die unglückliche Zeit seiner Regierung seufzen. Die Kinder der Eingebohrnen, besonders die jungen Mädchen, wenn sie hübsch waren, waren eine Art von Tribut, die ihre Eltern der Madame zahlen mußten. Diese Kinder kamen Anfangs unter dem Vorwande, sie zu bedienen und ihr die Zeit zu verkürzen, in das Haus; aber da unser Held nach Batavia beruffen wurde, nahm er aus Geiz sie alle mit sich; und sie wurden, aller Bitten und Thränen ihrer trostlosen Angehörigen ungeachtet, für Sclaven erklärt, und als solche um hübsches baares Geld verkauft.

Ein anderer hatte die ganze Zeit hindurch, da er an dem Ruder eines der Hauptgouvernementer in Indien saß, unermeßliche Reichthümer gesammelt; und das Andenken seiner Regierung preßt den unglücklichen Einwohnern noch Thränen aus.

Man hat einen andern, der in Indien gebohren, und nie daraus gekommen war, noch auser Batavia und den umliegenden Gegenden etwas gesehen

hatte, erst die Holländische Sprache lernen sehen, da er schon Assistent war, und darauf gelangte er zu verschiedenen Stuffen im Secretariat.

In Europa findet man schon einen Pedanten lächerlich, und kann über ihn lachen; nun urtheile man, wie viel lächerlicher erst der Indische Pedant sein müsse, wenn zu dem hohen Charakter, den er begleitet, noch diese Indische Steifigkeit kommt, die so gezwungene Ehrenbezeugungen fordert. Der, von dem wir sprechen, besaß, auser dem Stil der Edicte und Memoriale, in denen er sich so viele Jahre geübt hatte, schlechterdings keine Kenntnisse, nicht einmal von den Geschäften der Compagnie. Er hielt sich aber darum nicht weniger für einen Mann von Verdienst, und des Postens, den er besaß, in iedem Betrachte für würdig. Auch war er unter der Zahl dieser aufgeklärten Administratoren des Indischen Gouvernements, von denen sich die Compagnie die größten Vortheile zu versprechen hat.

Ein anderes Glied des Indischen Rathes war zu dieser Stelle durch gewisse Dienste gelangt, die er dem Gouverneur erwiesen hatte, und die weder seiner Rechtschaffenheit, noch der Feinheit seiner Empfindung grosse Ehre machten. Weil er sich durch allerlei Arten von Alleinhandel mit Reis, mit Brennholz, und andern Sachen, bereichert hatte, hielt er sich für einen ganz auserordentlichen Mann, für ein Genie, für einen grossen Geist, und wollte auch von andern dafür gehalten sein.

Freilich machte ihn das nur desto lächerlicher; aber er hatte nicht Verstand genug, es zu merken, und zu fühlen,

fühlen, daß sein ganzes Verdienst in seinen thörichten Einbildungen seinen Grund hatte. Wenn er von der Compagnie sprach, so that ers allemal mit einer Art von verächtlicher Gleichgültigkeit; man hat aber nie dahinter kommen können, ob er das wegen der schlechten Meinung that, die er würklich von ihr hegte, oder ob er bloß seinen Wiz dadurch zeigen wollte. Indessen scheint es freilich, für ein Glied des Staats von Indien, weder sehr anständig noch sehr witzig, bei ieder Gelegenheit zu sagen: Von der Compagnie muß man immer drauf los stehlen; wer das versäumt, verdient nicht den Namen eines treuen Dieners der Compagnie.

Noch einen einzigen Charakter will ich entwerfen, und damit die Schilderung dieser würdigen Räthe beschliessen. Dieser Mann hatte das Geheimniß gefunden, ein grosses Vermögen, das er sich gesammelt hatte, in drei Jahren durchzubringen: aber er hatte auch die Geschicklichkeit, sich ein neues zu sammeln, das noch beträchtlicher war, als das erste. Auch war er von seinen seltenen Verdiensten so überzeugt, daß er sich für die Hauptstütze der Indischen Regierung hielt. Aber weder seine grosse Meinung, die er von sich selbst hatte, noch die Verdorbenheit seines falschen und betrügerischen Charakters, ist das, was ich von ihm erzählen will. Um ihn mit einem Zuge auszumalen, will ich nur die Idee vorlegen, die er sich von seinen Herren in Europa gemacht hatte; sein Lieblingsausdruck von ihnen war immer der: Unsre Sache ists, die Compagnie zu betrügen, und wers nicht thut, der ist ein Narr. In Holland giebt man nicht Acht darauf, und die

Directoren sind zu dumm, als daß man treu gegen sie zu sein brauchte. Einige gaben ihm Recht, überzeugt, daß man in Holland nicht so genau darauf Acht gebe; aber das getraute sich, oder konnte vielleicht auch, keiner ihm zuzugeben, daß alle Directoren Dummköpfe seien.

So sind, einige, aber sehr wenige, Ausnahmen weggerechnet, dieienigen beschaffen, welchen die oberste Verwaltung der Geschäfte der Compagnie in Indien anvertrauet ist; und man kann hinzusetzen, daß die meisten von ihnen von der niedersten Herkunft sind. Nun urtheile man, wie gut die Compagnie bedient sein muß, da ihr Interesse solchen Händen übergeben ist. Auch sieht man heut zu Tage, daß Abentheurer, Leute, die auf gut Glück in die Welt hinausgehn, es in Indien machen, und sich da mit einer erstaunlichen Schnelligkeit bereichern. Aber wenn wir einen Blick auf das werfen, was in den ersten Zeiten nach Errichtung der Compagnie in Indien vorgieng: so werden wir sehen, daß vor dem Jahre 1660 keiner von ihren Bedienten, selbst die Generalgouverneurs nicht ausgenommen, Schätze da gesammelt hat, und nachher nach Europa zurückgekommen ist, um seine unermeßlichen Reichthümer mit Pomp auszukramen. Das war damals die gute Zeit der Compagnie, aber das war auch die Zeit, wo sie sich rühmen konnte, rechtschaffene Leute in ihren Diensten zu haben.

Nun wollen wir auch sehen, was für Ehre und Vorrechte diese obersten Administratoren der Compagnie in Indien geniesen. Der Generalgouver-

neur hat den Titel: Hochedler Herr. Das Collegium der Räthe von Indien hat diesen:

Höchstes Gouvernement von Indien.*)

Ein iedes Rathsglied wird im gemeinen Leben, so wie in der Rathsversammlung: Edler Herr genannt.

*) Der Staatsrath von Indien besteht aus dem Generalgouverneur, dem Generaldirector, fünf ordentlichen und 11 biß 13 auserordentlichen Räthen, die keine Stimme haben, aber die Stelle der gestorbenen ordentlichen Räthe so lange ersetzen, biß darüber andere Befehle ertheilt werden. Die Europäische Direction ernennt zu diesen Plätzen. Wer Geld hat, mit dem General verwandt, oder unter seinem Schutz ist, kann dazu gelangen.

Dieses Collegium versammelt sich zweimal in der Woche; aber der General kann es auserordentlich zusammen berufen, wenn er es für nöthig hält. In diesen Versammlungen werden über die allgemeinen und öffentlichen Angelegenheiten Berathschlagungen gepflogen. Der General trägt dem Rath alle Sachen der Insel Java vor, und ieder Rath die von derienigen Provinz, die ihm anvertrauet ist. Von diesem Collegium werden die Befehle und Instructionen an alle Gouvernementer ausgefertigt, und alle von diesen, oder von Europa einlaufende Schreiben in den Versammlungen desselben gelesen und erwogen. Auser dem vergiebt der Rath alle Civil und Militärbedienungen in Indien, kleine Schreiber und Gerichtsdienersstellen ausgenommen, deren Besetzung den Unterstatthaltern überlassen ist. Der Rath macht alle Handelsspecula-

nannt. Auch läßt es lustig genug, diesen Titel im Umgange alle Augenblicke wiederhohlen zu hören. Indessen halten diese edeln Herren so steif darüber, daß

speculationen, und ihr Erfolg wird an ihn berichtet. Auch werden alle Rechnungen vor ihm abgelegt, und das Hauptbuch aller Geschäfte wird in Batavia gehalten. Untergeordnet aber ist er der **Europäischen Direction.**

Entschieden wird in diesem Collegium nach der Mehrheit der Stimmen; aber diese richten sich gewöhnlich nach dem Generale. Denn die meisten Glieder sind durch ihn hineingekommen, und alle haben Ursache sich ihm gefällig zu machen.

Wenigstens giebt es der Holländische Patriot, (am angeführten Orte) als eine Grundmaxime für einen Indischen Rath, der sein Glück machen will, an, in allen Stücken dem General nachzugeben und beyzustimmen, und ihn dadurch in sein Interesse zu ziehen — vorbehalten, daß man ihn in der Stille desto mehr lästern und heruntersetzen könne, um sich selbst den Weg zu seiner Würde zu bahnen. Wenn es mir gelänge, sagt er, Günstling des Generals zu werden, so würd ich vor allem die Präsidentenstelle der Heemraden, ein Collegium, das in einem gewissen District die Aufsicht über die Teiche, Brüken, und Wege hat, zu erhalten suchen. Bei dieser Stelle wüßt ich jährlich wenigstens 10000 Thlr. für mich zu rechnen, ungeachtet mir das Collegium nicht mehr als 20000 auszahlt. Ich würde z. E. alle Monate für Extraausgaben und Kleinigkeiten 1000 Rthlr. in Rechnung bringen; und kein Glied der Regierung dürfte es bei der Revision wagen, sich darüber aufzuhalten, wenn er nicht aus dem Collegium gestossen seyn wollte.

Auch

daß ich Niemanden rathen wollte, sich des geringsten Versehens hierinnen schuldig zu machen. So sagt man zum Exempel: Ja, Edler Herr; nein, Edler Herr, wie Ihnen beliebt, Edler Herr rc. rc. und immer und ewig Edler Herr; am meisten aber, wenn man weiß oder vermuthet, daß solche Edle Herren von einem Meister Schmidt oder Schneider abstammen, oder aus einem noch geringern Blute entsprossen sind.

Wenn diese Edle Herren bei irgend einem Thore, bei irgend einer Wache vorbeigehen, so ruft man ihnen zu Ehren ins Gewehr. Sie haben das Recht, vier Pferde vor ihre Wägen zu spannen, die sie mit Gold bedecken können und an denen die Schläge von Glas sind. Ihr Pferdzeug ist eben auch sehr reich, und von der größten Zierlichkeit. Vor ihrer Carosse gehen immer zween Laufer. Alle Wägen, die ihnen auf dem Wege begegnen, müssen halten; die darinnen sitzenden stehen auf, und machen eine tiefe Verbeugung.

Sie haben die Erlaubniß, so reiche Kleider zu tragen, als sie wollen, und sie haben das Recht bis in den innern Schloßhof hinein zu fahren.

Aus

Auch würd ich suchen, Präsident des Schöppencollegiums zu werden. Auch diese Stelle sollte mir Geld genug eintragen, wiewohl ich oft mit den Amtleuten, Landdrosten und Secretären würde theilen müssen. Vorzüglich würde ich die Chinesen auszusaugen wissen. Besonders aber würde ich suchen, meine Subalternen so reich zu machen, daß sie mit der Zeit Räthe von Indien werden könnten, an denen ich blinde Verehrer und Anhänger bekäme, wenn ich Generalgouverneur würde.

Aus den Magazinen der Compagnie werden sie mit allem, um den ordentlichen Einkaufspreiß versehen.

Endlich haben ihre Frauen alleine, ausschliessungsweise vor allen andern, den Titel: Madam; so daß Personen von guter, oft sogar von vornehmer Geburt, wenn sie irgend ein widriges Schicksal zwingt nach Indien zu gehen, ihre Frauen nicht anderst: als Mamsell *) nennen hören, wenn sie sie gleich in Europa gelassen haben, wo man sie: Madame heist. Es ist freilich wahr, daß dieser Unterschied an sich selbst nichts sagen will, aber das hab ich doch bemerkt, daß in einem solchen Falle immer ein höhnisches Lächeln die beleidigende Höflichkeit dieser Indischen Noblesse begleitet. So werden sie zum Exempel ihr Gesicht zu so einem verächtlichen Lächeln verzerren, wenn sie sagen: Mein Herr, auf die Gesundheit ihrer Mamsell Gemalin, indem sie affectiren, das Wort: Mamsell so oft zu wiederhohlen, als es nur möglich ist: und bei dem allen, wer sind denn diese Indischen Damen, nebst ihren Herren Gemalen, selbst? Ihrer Geburt nach, von der Hefe des Pöbels.

Um sich davon zu überzeugen, erinnere man sich nur an das, was wir oben von einer solchen Dame erzählt haben; so wie jene, so sind die meisten, fast ohne alle Erziehung, können nichts reden, als ihr gebrochen Malayisch, trinken Bier, und kauen Betel. Indes-

*) Man bemerke, daß der Unterschied dieser Benennungen in Holland noch weit stärker ist, als in Frankreich.

Indessen muß sich Jedermann vor diesen Geschöpfen beugen, und seinen Wagen halten lassen, wenn er ihnen begegnet. Sie alleine dürfen auch nach dem Tode ihrer Männer den Titel: Verwittibte Frauen (Douairiere) führen. *)

Um diese und andere dergleichen Ehrenbezeugungen zu erhalten, trachtet man im Holländischen Indien so sehr nach einer solchen Rathsstelle, und beneidet sich so sehr darum. Ein Glied der Kaufmannsregierung der Holländischen Compagnie genießt

*) Was unser Verfasser hier von den Damen in Batavia erzählt, wird durch die Nachrichten von dem dasigen schönen Geschlechte überhaupts, bestätigt, die sich im achten Bande der Leipziger allgemeinen Historie der Reisen (S. 454 — 457) finden, und meistens aus Graafs Reisen genommen sind. Auch hier werden sie der Grobheit und des Uebermuthes, besonders aber des rasenden Aufwandes beschuldigt; auch hier wird gesagt, daß sie meistens von niedriger Herkunft seien. Ueberdas aber wird ihnen hier noch vorgeworfen, daß sie meistens vor und bei ihrer Ankunft in Indien mancherlei Abentheuer bestanden haben, die ihre Tugend sehr zweideutig machen. Daß die meisten in Indien gebohrnen nichts als gebrochen Malayisch plaudern können, wird daher begreiflich, daß ihre Mütter sich viel zu vornehm dünken, ihre Kinder selbst zu säugen, sondern sie einer Mohrin oder Leibeigenen zu erziehen übergeben. Hier lernen die Kinder also das gebrochene Malayische, Bengalische und Portugiesische, und können keine fünf Holländische Worte sprechen, ohne von diesem Jargon etwas darunter zu mischen. Was für Sitten sie von solchen Lehrmeisterinnen lernen mögen, läßt sich leicht vermuthen.

nießt da grössere Achtung, als man an keinem Europäischen Hofe Jemanden einräumt. Die Fremden, die bisweilen nach Batavia kommen, spotten freilich darüber; aber sie unterlassen auch nicht, sich zugleich ernstlich zu beklagen, daß man auch sie zwingt zu halten, wenn sie einer von diesen Indischen Rathsmarionetten begegnen. Man bilde sich auch ja nicht ein, daß dieser Stolz und diese Ehrenbezeugungen in Indien nothwendig seien; nichts weniger als das: es ist nicht ein Grund da, der eine so lächerliche und widrige Hoheit nöthig machte.

Die Eingebohrnen geben nicht einmal Acht darauf, besonders in Batavia; weil die umliegenden Gegenden von lauter gemeinen Leuten bewohnt sind. Nein, es ist nichts als die thörichten Begierden der lächerlichsten Eitelkeit, die dazu Anlaß gegeben haben können; und es wäre wohl nöthig, daß man in Europa darauf dächte, diesem Mißbrauch durch irgend eine gute Einrichtung abzuhelfen. *)

Sub-

*) Was der Verfasser hier über den Pomp der Beamten der Compagnie anmerkt, mag für die gegenwärtigen Zeiten sehr gegründet sein; aber er hätte auch zugestehen sollen, daß eben dieser Pomp bei Errichtung der Regierung in Batavia sehr nöthig gewesen sei, um den Indianern zu zeigen, daß die Holländer unter einem nicht minder mächtigen Könige — wie sie vorgaben — stünden, als die Portugiesen, die in Goa aus ähnlichen politischen Gründen auserordentliche Pracht trieben. Auch ist es zwar glaublich, daß die Eingebohrnen auf alle diese Pracht sehr wenig Aufmerksamkeit wenden; es ist aber noch eine grosse Frage, ob es nicht einen den Holländern sehr nachtheiligen Eindruck auf sie machen dürfte, wenn man diesen Pracht auf einmal abschaffte.

Subalternen.

Nach den Gliedern des Raths von Indien folgen im Rang,

Die Gouverneure, Secretäre, Justizräthe, Commandeure, Geistlichen, Commissäre, und Sjabandhaare; der Equipagemeister, die Stabsofficiere der Landtruppen, und der bürgerlichen Mannschaft. Alle diese Personen haben das Recht ihre Carossen und andere Wägen vergolden zu lassen; aber sie dürfen keine Gläser in dem Schlag haben; übrigens ist ihnen erlaubt bei ihrem Pferdzeuge Rosen von Bändern, Fiocken und Sillen zu führen; bei den Thoren und Posten rückt die ganze Wache aus, und präsentirt ihnen das Gewehr; auch dörfen sie sich in Sammt kleiden.

Dann kommen die Oberkaufleute, die Schöppen, die Syndicus, und die Unterequipagemeister; sie dürfen einen gemalten Wagen haben, aber ohne die mindeste Vergoldung und ohne Schlag; indessen erlaubt man ihnen Sillen und Fiocken; man präsentirt diesen Herren das Gewehr, und sie dörfen auch sammtne Kleider tragen.

Nach ihnen kommen die Kaufleute, Unterkaufleute, und die mit diesen gleichen Rang haben; man erlaubt ihnen in einem Wagen zu fahren, aber er muß ganz einfach sein; man leidet weder Vergoldung noch Gemälde daran, man muß das blosse Holz sehen. Keine Fiocken an ihrem Zeuge, und statt der Sillen muß ein blosser Strick zum Leitseil dienen. So daß es beinahe eine Schande ist,

Equipage auf einem solchen Fuß zu halten. Auch nennen selbst die Sclaven solche Kutschen: Mistkarren. Sie dürfen keine sammtene Kleider tragen. Ueberhaupts müssen solche Kaufleute und Unterkaufleute sich sehr unterwürfig und demüthig bezeigen, wenn sie ihr Glück machen wollen; denn man sieht sie über die Achsel an, und die Gnade, zu der Gesellschaft eines Edlen Herrn Zutritt zu haben, ist für sie die höchste Ehre. Und wenn ihnen auch diese Gnade zu Theil wird, so werden die Herren Unterkaufleute doch allemal unten an gesetzt, und nie erniedrigt sich einer der Edlen Herren so weit, sich mit einem Unterkaufmann zu unterhalten. Man sieht also, daß ein Unterkaufmann, der sehr oft von guter Familie ist, und es sind ihrer gegenwärtig nur allzuviel dergleichen in Batavia, der Holland verläßt, um nach Indien zu gehen, sich in einem sehr demüthigenden Stand der Herabsetzung daselbst befindet. Er hat Zeit übrig, seine Ausschweifungen zu beweinen, und seinen Leichtsinn und seine Thorheit in einem Lande sein Glück zu suchen, wo so wenig seines gleichen es machen, daß man ohne Uebertreibung behaupten kann, es gelinge unter fünfzig Unterkaufleuten kaum dreien, und die Uebrigen sterben vor Kummer, Krankheit oder Elend. Und wenn einer dieser Unterkaufleute sich in Indien schwingen soll, so muß er daselbst so nachdrücklich empfohlen sein, daß man sich nicht getraut, ihn lang ohne Beförderung schmachten zu lassen. Nach dem bißhergesagten wird man mir, denke ich, erlauben, iedem rechtschaffenen Manne zu rathen, er solle sich nicht entschliessen, nach dem Holländischen Indien zu gehen, wenn ihn nicht die äuserste Noth dazu treibet,

treibet, und wenn er sonst schlechterdings keine Zuflucht mehr hat. Die meisten von denen, die dahin gegangen sind, haben es auch bereut. Wenn einer besonders von einem guten Hause ist, so wird seine Situation dadurch noch viel kränkender, denn an solchen reibt man sich vornehmlich, und nimmt sich recht vor, ihnen mit beleidigender Verachtung zu begegnen.

Dagegen rathe ich Leuten vom niedrigsten Stande nach dem Holländischen Indien zu reisen, das ist für sie ein Paradis, und sie können sich darauf verlassen, daß sie da ihr Glück machen.

In der That, wenn man bessere Kenntniß in Europa davon hätte, man würde es wohl bleiben lassen, so leichtsinnig den Entschluß zu fassen, nach den Holländischen Besitzungen in Indien zu gehen. Wenn man sich einmal in Holland die Mühe nehmen sollte, die Sachen ein Bißchen genau zu untersuchen, und das beleidigende und tyrannische Betragen dieser kleinen Despoten von Indien zu erwägen; so darf ich glauben, oder wir Europäer müssen alles Gefühl von Recht und Billigkeit abgeschüttelt haben, die Directoren würden sich einmal entschliessen, allen diesen Mißbräuchen durch eine Reform abzuhelfen, die wahrhaftig sehr nöthig geworden ist. Wenn man so mit ansieht, wie der rechtschaffene Mann hier erniedrigt wird, so könnte man wahrhaftig mit Recht ausruffen: Gerechter Gott! kein Holländer ist ie unter dem Spanischen Joch so zu Boden gedruckt, so herabgewürdigt worden, als er es in Indien wird, unter dieser elenden Rotte,

der die ganze Gewalt daselbst anvertraut ist! Kerls, die man in Holland für die Hefe des niedrigsten Pöbels ansah, kommen hieher, und kaum sind sie da, so sind sie grosse Herren! Und für den unglücklichen Biedermann, den ein grausames Geschicke gezwungen hat sein Vaterland zu verlassen, kein Trost, keine Hülfe! Weit entfernt, daß man auf ihn Rücksicht nähme, daß man ihm die Last seiner Leiden zu erleichtern suchte; kaum läßt man sich herab, zu bemerken, daß er auf der Welt sei. Ach! wie viel brave Leute hab ich nicht hier ein elendes Leben schleppen gesehen, an dem Kummer und Sorgen nagten! wie viel von ihnen hab ich nicht in den Qualen der Verzweiflung sterben gesehen!

Justizräthe.

Dieses Collegium ist von jeher unabhängig gewesen, und oft war es ein Zaum für das Willkührliche in dem Verfahren der angeblichen Oberregierung von Indien. Oefter als einmal hat man diese zwei Collegien uneinig gesehen, besonders aber, wenn der Justizrath nicht so blindlings, dem oft abgeschmackten, grundlosen, bißweilen sogar offenbar ungerechten Verlangen des, sich so nennenden, obersten Raths von Indien hat nachgeben wollen. Das Justizcollegium hat verschiedene Präsidenten und andere Glieder gehabt, die uneigennüzig, rechtschaffen und einsichtsvoll waren. — Das ist das einzige Gegengewicht gegen die allzuunumschränkte Macht der Indischen Regierung; das ist der einzige Richterstuhl, wo die Unglücklichen einige Hülfe, einige Untersuchung finden. Die Compagnie dürfte wohl

wohl den Gliedern, die es ausmachen, ein wenig ansehnlichere Besoldungen geben; und es ist wahrhaftig eine Schande, daß ein Collegium von solcher Wichtigkeit und so augenscheinlichem Nutzen kaum so viel hat, daß es davon leben kann. *)

Collegium der Schöppen.

Der Präsident dieses Collegiums ist gewöhnlich ein Ignorant, der von den Geschäften seines Departements nicht die mindeste Kenntniß hat. Es ist

*) Dieses Collegium besteht aus einem Präsidenten, der gemeiniglich einer von den Staatsräthen von Indien ist, aus acht Justizräthen, einem Fiscal oder Generaladvocaten in Regierungssachen, einem andern in Seeangelegenheiten, und einem Secretär. Der Präsident verwahrt das grosse Siegel, auf welchem ein grosses Kastell stehet, in dessen Mitte sich die Gerechtigkeit mit Wage und Schwerd befindet. Alle Glieder dieses Collegiums sind Doctoren des bürgerlichen Rechts. Der erste Generaladvocat, der ein Votum hat, wie die übrigen Räthe, muß über die Beobachtung der Geseze wachen; der andere über die Erhaltung der Ordnung, und Verhütung alles Betrugs im Seewesen. Ueberhaupts aber hat das Collegium die Aufsicht über die Officianten der Compagnie, und in gewissem Maase über die Compagnie selbst, daß nehmlich nichts von den Officianten im Namen der Compagnie geschehe, was der den Generalstaaten schuldigen Treue zuwider wäre. Daher hat es das Recht, im Fall einer Verrätherei und anderer grosser Verbrechen, selbst den Generalgouverneur zur Rechenschaft zu ziehen, und sich seiner Person zu bemächtigen.

ist freilich wahr, daß er sich dieselbe leicht verschaffen könnte; aber da er selbst ein Mitglied des Raths von Indien ist: so würde er seiner Würde zu vergeben glauben, wenn er seine Unerfahrenheit gestünde, und sich zu unterrichten suchte. Um aber von diesem Collegium eine richtige Idee zu geben, so will ich die Meisten der Glieder, aus denen es vor einigen Jahren bestund, getreulich schildern.

Der damalige Vicepräsident hatte lange auf den Schiffen der Compagnie als erster Chirurgus gedient; und in der Folge das Bürgerrecht erlangt. Er hatte sich in dem Schleichhandel mit Opium bereichert, wo er, gewisser massen nach seinem eigenen Geständnisse, für einen Contrebandier war erkannt worden; und er hatte nichts angelegeners, als einen Theil seines Vermögens daran zu wenden, sich eine Schöppenstelle zu erkaufen. Mehr braucht man dem Leser nicht zu sagen, um ihn in den Stand zu sezen, zu beurtheilen, wie vortrefflich der Mann von den Geschäften seines Departements unterrichtet sein mußte! Indessen hatte er, da diese Stelle einen gewissen Glanz um ihren Besizer verbreitet, zum Ersaz der Kenntniße, die ihm abgiengen, allen den Hochmuth und alle die Eitelkeit, die gewöhnlich den Ignoranten und den pöbelhaften Leuten eigen sind, besonders in Indien.

Nach ihm saß ein Mann, der, nachdem er verschiedene der schlechtesten Handthierungen getrieben, sich bis zum Miethkutscher geschwungen hatte. Seine verdorbenen Sitten hatten ihn sehr iung dahin gebracht, Europa zu verlassen. Bei seiner Ankunft in

in Indien hatte er nicht einmal den Gedanken, sich mit Ernst auf etwas Nützliches zu legen. Er überließ sich ganz der unordentlichsten Lebensart, und so schwang er sich zum Schöppenamte.

Ein dritter, der Sohn eines Handwerksmanns, war als ein blosser Matrose nach Indien gekommen. Sein Anfang war der, daß er durch die Gassen gekochte Eßwaaren zum Verkauf ausrief; dann heirathete er eine Negerin, wurde durch sie ein reicher Mann, und kaufte flugs eine Schöppenstelle.

Ein anderer war in Indien gebohren, und konnte kaum Holländisch stammeln; was schadet's? Eine reiche Erbschaft schaffte ihm eine Stelle im Schöppencollegium.

Ein fünfter, ein einfältiger Westphälischer Bauer, der keine andere Sprache als den unausstehlichen Jargon seines Landes redete, war Matrose, und dann Pilot in den Diensten der Compagnie gewesen. Er wurde Bürger in Batavia, und legte sich auf die Miethkutscherei, gewann bei diesem Gewerbe grosse Summen, und sah sich dadurch bald im Stande, als Mitglied des Schöppencollegiums zu glänzen.

Indessen sind das die Leute, denen das Richteramt in Criminalsachen in Batavia anvertraut ist! Das ist das Collegium, dem alles, was den blossen Bürger betrifft, besonders übergeben ist, und das eben deßwegen das zahlreichste ist. Das ist das

 Tribunal

Tribunal, von dem die Urtheilssprüche kommen, die bisweilen zwanzig, dreisig Personen zum Tode verurtheilen! Es ist freilich wahr, daß diese Verurtheilten nur Indianer sind — — aber wenn sollte nicht bei dem allen vor den Ungerechtigkeiten schaudern, welche so unwissende Richter, so schlechte Kerle, nothwendig begehen müssen!

Man wird vielleicht fragen, warum, aus welchen Gründen diese Leute nach der Ehre einer Schöppenstelle so gierig sind? Der Grund ist der, daß sie ihrer Eitelkeit schmeichelt, und ihnen den Rang der Handlungsvorsteher oder Oberkaufleute verschafft;

> daß es ihnen erlaubt ist, sich in gemalten Kutschen herumfahren zu lassen, und an ihrem Pferdezeuge Sillen und Fiocken zu haben; daß es ihnen erlaubt ist, sich in Sammt zu kleiden, und daß man ihnen unter den Thoren das Gewehr präsentirt, wenn sie vorbeikommen.

Nun frage man noch, ob Leute aus dem niedrigsten Pöbel sich um einen solchen Rang beeifern müssen, oder ob sie ihr Gold sparen werden, um sich darein zu schwingen!

Militär.

Kein kläglichers Geschöpf in Indien, als wer zum Militär gehöret; denn wahrhaftig in Batavia wird Niemand die geringste Achtung für einen Officier zeigen. Er ist von allen Gesellschaften ausgeschlos-

geschlossen, und hat nicht einmal den Trost eines anständigen Auskommens. Man muß aber freilich auch gestehen, daß die Meisten dieser Officiere, die ein so häusliches Leben in Indien führen müssen, in Europa oft blosse Handwerksleute gewesen sind; und noch dazu sind es gerade die von dieser Sorte, die das Bißchen Achtung daselbst geniessen, das man ihrem Charakter noch zugesteht; worauf sich ein wahrer Soldat, ein Officier von bekannter Tapferkeit und Erfahrung niemals Rechnung machen darf. Auch wollt ich niemals einem Mann von edlem Muthe rathen, Dienste im Holländischen Indien zu suchen.

In den meisten auswärtigen Comtoiren oder Factoreien, besonders in den Molucken, ist der gemeine Soldat sehr hart gehalten.

Man rechnet ihnen 13 Sous für einen Gulden auf, und das geschieht im ganzen Holländischen Indien. So daß folglich ein Soldat, der in Holland mit dem Versprechen eines monatlichen Soldes von 9 fl. angeworben worden ist, in Indien im Grunde nicht mehr als 5 fl. 17 Sous erhält.

Sie müssen alles theuer bezahlen, was man ihnen schafft, als Uniformen, Hemden, ꝛc. die sie genöthigt sind schon gemacht zu nehmen: ein Mittel, dessen sich ihre Officiere vortreflich zu bedienen wissen, um ihren Schnitt zu machen.

Man giebt ihnen nichts als Reis, und das noch dazu in sehr kleiner Quantität; denn es will

doch ein ieder leben, und die Einkäufer vor allen, die daher auch die Geschicklichkeit haben, sich nicht zu versäumen.

Man hat auch noch das Geheimniß, ihnen ein Drittheil ihrer geringen Löhnung aus der Tasche zu spielen, indem man sie nöthigt, eine gewisse Quantität Arak *) vom Commendanten zu kaufen.

Man giebt ihnen weder Strümpfe noch Schuhe; daher gehn sie auch immer baarfuß. Dafür ist man nicht so sparsam mit den Straffen, man prügelt sie, daß es ein Elend ist.

Da sie nun so gut gehalten sind, hat man nicht alle Ursache, bei Gelegenheit Proben der größten Tapferkeit von ihrer Seite zu erwarten? Besonders wenn man dazu bedenkt, daß die meisten dieser armen Teufel Franzosen, Deutsche, und andere Fremde sind, die in Holland durch die infamen Schnapphäne, denen man da den wohlverdienten Namen Seelenverkäufer giebt, weggestohlen worden sind. Kann solchen Leuten das Interesse der Holländer sehr am Herzen liegen?

Geistlichkeit.

Dieser Stand, der überall ehrwürdig sein sollte, ist in Indien auf der niedrigsten Stuffe der Verächtlichkeit. Nicht als ob dieienigen, die ihn ausmachen, nicht alles in der Welt thäten, sich Bezeugungen der Achtung zu erzwingen, die ihrem heiligen

*) Eine Art von gebranntem Wasser.

ligen Charakter, den sie begleiten, ohnehin gebühren. Sie, die das Exempel der Demuth geben sollten, affectiren eine beleidigende Hoheit, die bei den meisten von ihnen nur die schimpflichste Unwissenheit noch besser bloß giebt.

Der Haufe dieser Herren besteht aus unwissenden Predigern, von denen so gar einige niemals in Europa eine Kanzel betretten haben, und die aus Schulmeistern oder Dorfschulhaltern, oder wohl gar aus Schuhflickern in Indien zu Predigern sind umgeschaffen worden.

Ein Geistlicher hat daselbst Commandeurs Rang; auch hat er das Recht, Seine Ehrwürden in einem vergoldeten Wagen herum fahren zu lassen, Sillen und Fiocken an seinem Zeuge zu haben, und sich in Sammt zu kleiden.

Es ist wahr, daß sie den Genuß so glänzender Vorrechte nur durch das stärkste Anhalten, das von dem unanständigsten Hochmuth herrührte, erhalten haben; wodurch es nun geschieht, daß man, die Edlen Herren von Indien ausgenommen,

In Batavia keine reicher vergoldeten Carossen, oder zierlicher bebänderten Pferde sieht, als bei den Herren Geistlichen. Auch können dieienigen, die dieses Pomps nicht gewohnt sind, ihr Erstaunen nicht bergen, wenn sie in einem höchsteleganten Wagen eine ungestalte Figur im Ueberschlage und schwarz sammtenen Kleide erblicken, die durch ihre abgeschmackte Stellung, den Kopf steif, und die

Nase in die Höhe, noch lächerlicher wird, indeß die Strassen von Batavia unter den rasselnden Rädern seiner glänzenden Carosse erzittern. Das ist noch nicht alles. Man ist alle Abende sicher, diese Apostolischen Männer in Gesellschaft mit der Pfeiffe im Munde und dem Glase in der Hand, sehr oft auch am Spieltische anzutreffen, wo sie mit mehr Fertigkeit die Karten mischen, als sie zu Hause geübt sind, in theologischen Büchern zu blättern. Denn der Abendzeitvertreib läßt ihnen keine Zeit, sich einem Studium zu widmen, das ihrem Beruf angemessen wäre. Kaum haben sie so viel, daß sie einige ausgeschriebene Predigten auswendig hersagen, wobei gewöhnlich nichts von ihnen ist, als der Ton ihrer Stimme, und ihre lächerliche Gesticulationen.

Viele von ihnen legen sich auf die Handlung, und sie beneiden sich sehr um das Glück, an die westliche Küste von Sumatra geschickt zu werden, um die Sacramenten daselbst auszutheilen. Sie treiben aber da ein Gewerbe, das für einen Geistlichen unstreitig sehr unanständig ist. Wenn einer von ihnen diese segensreiche Sendung erhalten hat, so hat er keinen Anstand, Sclaven und Sclavinnen zu kaufen, und zu verkaufen; damit beladen sie ganze Schiffe, und dann machen sie ein langes Verzeichniß von neuen Christen, die sie ohne Scheu, auf ihrer angeblich apostolischen Laufbahn, bekehrt und getauft zu haben versichern. Diese Bekehrungsliste kommt in kurzem nach Europa, wo man nicht unterläßt den Eifer der Bekehrer mit vollem Munde lobzupreisen.

Diese

Diese Wirthschaft hat übrigens fast in allen auswärtigen Comtoiren statt; und wenn sich Indianer taufen lassen, wie es sich bißweilen zuträgt, so sind sie doch im Grunde bloß dem Namen nach Christen, sind es bloß aus eigennüzigen Absichten geworden, und haben keine gründliche Kenntniß von ihrer Religion; so wenig giebt man sich Mühe, sie zu unterrichten. *)

Sjaband=

*) Diese lezte Behauptung widerspricht der allg. Welth. welche versichert, daß besonders die Schwarzen öfters zu hunderten um die Taufe anhalten, die ihnen aber nicht eher gewährt werde, als biß sie im Christenthum gehörig unterwiesen seien; und davon würde auch sogar bei Prinzen und Prinzessinnen keine Ausnahme gemacht. Dann würden auch alle Jahre von den Geistlichen sehr genaue Visitationen unter den Neubekehrten gehalten, um besonders die Einförmigkeit der Lehre unter ihnen zu erhalten, indem sie alle in der reformirten Religion, welche im Holländischen Indien die herrschende ist, unterrichtet werden.

Uebrigens besteht das Kirchenregiment in Batavia gemeiniglich aus eilf Personen; aus fünf Geistlichen an der Stadt= und an der Citadellkirche, aus drei Portugiesischen und zween Malayischen, die alle gebohrne Holländer sind. Die eilfte Person ist ein Deputirter von Seiten des Gouvernements, der darüber zu wachen hat, daß die Clerisey nichts vornehme, das der bürgerlichen Regierung oder den Gesezen der Compagnie nachtheilig sein könnte, wie sich dann alle Geistlichen eidlich verpflichten müssen, sich in keine Sachen zu mischen, die den Staat und das Commerz betreffen. Auser diesen besteht das Consistorium aus acht Aeltesten und 20 Diaconen.

Von

Sjabandhaar.

Dieser Officier der Compagnie ist der Einnehmer. An ihn müssen sich alle Fremde wenden; er versieht sie mit allem, was sie brauchen, für gute Bezahlung versteht sich. Die Fremden haben oft laut über diesen Zwang geklagt, aber immer vergebens, denn Niemand als der Sjabandhaar darf es wagen, ihnen das mindeste zu geben. Den Profit, den er davon zieht, theilt er mit dem Generalgouverneur, so wie auch den, wenn er Zucker, Arak ꝛc. liefert, und dann denkt man sehr oft gar nicht an das Interesse der Compagnie, die man eben deßwegen so oft beredet, daß Zuckermangel vorhanden sei. Er ists, der grossen Theils, vielleicht ganz allein, das Recht hat, die Barrieren öffnen und schliessen zu lassen. Daher sieht man auch nicht leicht verwegnere Betrüger als die Sjabandhaare, und das macht dieses Amt zu einem der einträglichsten in Indien. *)

Einlän-

Von diesen werden in die andern Gouvernementer Prediger geschickt, die nach einigen Jahren wieder abgelöst werden; und sich in dieser Zeit ansehnliche Reichthümer sammeln können. An andere Orte wird nur alle drei Jahre einer geschickt, und diese sind es, von denen unser Verfaßer spricht. Unter diesem Kirchenrathe stehen alle Krankenbesucher und Catecheten, auch alle Schulanstalten, deren sehr viele sind.

*) Der Sjabandhaar, sagt der Holländische Patriot, muß, wenn ich mich zum Generaldirector aufgeschwungen habe, mit Außschliesung der Bürger allein Kaufmann der von den fremden Europäern einge-

Einländischer Commissär der Jacatra-schen Oberländer.

Um seinen Theil an dem Gewinn zu haben, den diese Stelle einbringt, giebt sie der Oberstatthalter nicht leicht einem andern, als einem seiner Verwandten. Die Eingebohrnen müssen dem Commissär den Caffe, die Vogelnester ꝛc. um einen sehr mässigen Preiß liefern; von ihm nehmen sie auch Geld auf ungeheure Interessen auf. Der Commissär zahlt zum Exempel den Eingebohrnen 20000 Reichsthaler für Waaren, die der Compagnie für 250000 verrechnet werden. Wenn sich unter ihren Oberhäuptern einer findet, der nicht allen den guten Willen und alle die Geschmeidigkeit hat, die man von ihm fordert: so setzt man ihn von seiner Stelle ab, und trillt ihn über das nach der Schwere.

Wie

eingebrachten Güter sein, und nicht zulassen, daß ihm Jemand darin in den Weg komme. Dadurch wird er nicht nur jährlich 80000 Rthlr. gewinnen, sondern auch die Fremden abschrecken, länger auf Batavia zu kommen, und unter meinem Schutz allmählig die berühmte Handelsstadt Batavia, das Meisterstück des braven J. P. Coen, in ein privilegirtes Raubnest verwandeln.

*) Die jährliche Einnahme, die sich der Landcommissär unter Begünstigung des Generalgouverneurs machen kann, berechnet der Holländische Patriot auf 260000 fl. die zur Noth noch mit 30000 fl. vermehrt werden können. Daß die Eingebohrnen, über die er die Aufsicht hat, und die Compagnie darunter leiden müssen, versteht sich von selbst.

Besizungen.

Batavia, die Hauptstadt im Holländischen Indien hat ein Kastell, das ganz zusammenfällt. Das Bauwerk, die Bollwerke, die Mauern, alles ist im erbärmlichsten Stande. Die Gräben sind größten Theils Wasserleer; man bessert so wenig daran, als an den Stadtmauern und Dämmen ꝛc. Indessen unterläßt man nicht, der Gesellschaft jährlich ganz ansehnliche Summen für Baumaterialien und dgl. anzurechnen. Weiter unten, wenn wir von dem Handwerksquartiere handeln, wird sichs zeigen, woher es komme, daß die Gesellschaft diese Artikel bezahlt. Sonst war in Batavia auch ein Kastell bei dem Eingang des Hafens, (das Wasserkastell) gegenwärtig aber ist es fast ganz zusammengefallen. Kurz, man mag die Werker, die ehemals zur Vertheidigung der Stadt und des Kastells aufgeführt worden waren, betrachten wo man will, so entdeckt das Auge nichts, als Trümmer und Verfall. Zweihundert Mann machen gewöhnlich die Besazung aus, der die Vertheidigung dieses Plazes anvertraut ist. Fast allen diesen, den Officieren so gut als den Gemeinen, fehlt Gesundheit und Leben, und alle verwünschen von Grund der Seele das Land und den Dienst. Da und dort findet man um die Stadt herum kleine Posten, wo funfzehn oder zwanzig Mann die Wache haben; und diese Posten, die im größten Verfalle sind, könnten, im Fall sie angegriffen würden, zu nichts helfen. Von der Seeseite ist die Stadt schlechterdings ohne alle Vertheidigung, und fast alle diese kleinen Besazungen sind im Innern des Landes; so daß ich behaupten

darf, drei oder vier Englische, Französische, oder andere Schiffe von irgend einer Nation, würden Batavia in zween oder drei Tagen einnehmen.

Zwar liegt eine ziemliche Menge Schiffe auf der Rhede, aber sie haben kein Pulver, und auf iedem sind höchstens drei oder vier Mann. Wollte man eine Landung versuchen, nichts leichters: eine halbe Meile oberhalb der Stadt auf der Ostseite kann sie gemacht werden, da hält man gewöhnlich so gute Wache, daß man drei oder vierhundert Mann mit einigen Feldstücken da ausschiffen kann, die sich dann des Plazes bemächtigen würden, ehe man darinnen einen Gedanken an den Anmarsch von Feinden hätte.

So würde es gehen, wenn man den Plaz überrumpeln wollte; käme aber der Feind mit offenbarer Gewalt, so würde er die Mühe ersparen können, verdeckte Angriffe anzulegen. Denn es ist zuverläßig, daß die Handvoll Leute, aus denen die Besazung besteht, auf der Stelle zu ihm übergehn würden; und dann sind keine Artilleristen da, wenigstens keine, die diesen Namen verdienen. Nun stelle man sich die Unordnung für, die alsdann entstehen würde, und wie leicht eine Unternehmung gelingen müßte, zu deren Unterstüzung sich die Eingebohrnen drängen würden. Denn da sie ziemlich tief ins Land hinein wohnen, und die Holländer, von denen sie gedrückt werden, wie die Pest hassen, so würden sie nicht unterlassen, sich auf die Seite des Feindes zu schlagen.

Die Posten ausserhalb der Stadt sind:

Anker, drei Meilen ins Land hinein, mit einer Besazung von zwanzig Mann.

Meester Kornelis, sechs Meilen im Lande, Besazung fünf und zwanzig Invaliden.

Tangerang, zehn Meilen im Lande, besezt mit 30. Mann.

Jacatra und Ryswik, anderthalb Meilen im Lande, iedes mit 25 Mann besezt.

Alle sind in äuserst schlechtem Vertheidigungsstande. Hab ich nun noch Unrecht, wenn ich behaupte, daß nichts leichter sei, als Batavia, mit Gewalt oder durch Ueberrumplung, einzunehmen?

Am Ende wäre so etwas immer zu versuchen, und wem sein Versuch gelänge, der würde genug finden, sich für seine Mühe zu entschädigen. Die Orte, wo man das baare Geld aufbewahrt, sind immer mit Gold und Silber gut versehen, und die Magazine sind mit Handelswaaren angefüllt, der starken Brandschazungen nicht zu gedenken, die man den reichen Einwohnern auflegen könnte. Bestimmen würde man die Beute, auf einige Tonnen Goldes hin, nicht können; der gröste Vortheil würde aber doch der sein, daß man durch die Einnahme Bataviens die ganze Küste von Java in seiner Gewalt hätte, und wer kennt die großen Einkünfte nicht, die man aus Java zieht? Das ungesunde Clima würde also die gröste, oder vielmehr die einzige Schwiehrigkeit seyn, die man zu besiegen hätte. Aber der Eroberer von Batavia dürfte nur, ohne sich

sich da aufzuhalten, Samarang, auf eben der Insel Java, zu seiner Hauptstadt machen, wo sehr gesunde Luft ist. Wäre Java einmal in der Gewalt dessen, der einen Anschlag darauf gemacht hätte, so würden auch die Gewürzinseln, die gegenwärtig alleine die wankende Holländische Indische Gesellschaft aufrecht erhalten, bald in seinen Händen sein.

Ehe ich aber den Hauptort der Holländischen Besizungen in Indien verlasse, will ich, dem Versprechen zu Folge, das ich oben gethan habe, ein paar Worte von dem Quartier der Handwerksleute sagen. Das ist eine Einrichtung, die der Gesellschaft, ohne alle Noth, unermeßliche Summen kostet. Hier halten sich eine große Menge Europäischer und Indischer Handwerksleute auf, und alle Materialien und Mineralien werden hieher gebracht und da zum Nuzen der Gesellschaft aufbewahrt. Was aber zu ihrem Nuzen eigentlich da geschehen sollte, geschieht nicht; sonst würde die ganze Anstalt von grossem Vortheil sein, vielweniger kosten als sie würklich kostet, und die Festungswerke, die Magazine, die öffentlichen Gebäude und die Häuser würden in viel besserm Stande sein, als sie würklich sind.

Aber selten wird da zum Besten der Compagnie gearbeitet; genug daß es für das Beste des Herrn Generalgouverneurs, und der edeln Herren geschieht, und daß die Compagnie alle Kosten davon trägt. Denn wenn der Gouverneur, oder einer der edeln Herren zu seinem Gebrauch, einen Palast, ein Lusthaus, oder sonst ein beträchtliches Gebäude aufzu-

führen denkt: so nimmt man alle Materialien aus dem Handwerksquartiere, und verrechnet sie der Compagnie, als ob sie zu ihren Gebäuden und Magazinen verbraucht worden wären.

Und das ist die wahre Ursache, warum dieses Handwerksquartier ein wahrer Abgrund ist, der jährlich so unermeßliche Summen verschlingt, ohne daß dem ungeachtet die Gebäude, Magazine und Festungswerke der Compagnie vor ihrem Verfall bewahrt würden, der täglich größer wird. Auch fehlt sichs selten, daß die Meister oder Vorsteher dieser Handwerksleute ihr Glück machen; und das ist in Batavia so gewöhnlich, daß man sich gar nicht wundert, wenn man hört, der oder iener Handwerksmeister habe ein Capital von 100000 Reichsthalern hinterlassen. Noch im Jahr 1776 haben die Erben eines Zimmermannsmeisters eine solche Summe zum Erbgute von ihm bekommen. Es ist also nicht zu verwundern, daß diese feine Herren eine Art von Equipage halten, schöne und grosse Gärten besizen, und in einem auffallenden Ueberflusse leben. Die Ursache davon liegt am Tage: dieienigen, welche die Aufsicht über die Geschäfte haben, sind nicht nur ihre Beförderer, sondern erlauben ihnen auch, der Gesellschaft die Materialien und den Lohn für die Arbeit anzurechnen, die für sie selbst gemacht worden ist. Und da sie auf einem solchen Fuße mit ihnen stehen, so wird es begreiflich, daß es nicht angeht, daß sie sich nicht einmal erkühnen dürfen, die Rechnungen dieser Herren genau zu untersuchen; unter denen nicht leicht einer ist, der nicht die Reflexion machte: dürfen meine Obern so stehlen

stehlen, wie sie zu thun pflegen, so darf auch ich doch wohl kein Bedenken tragen, für ein Eins eine Zwei in meiner Rechnung zu sezen. *)

Amboina, die Residenz eines Gouverneurs und eines Raths, liefert der Gesellschaft die Gewürznägelein. Dem Statthalter wird in seinem Gouvernement beinahe mit mehr Ehrfurcht und Ceremonie begegnet, als ehemals den Kaisern selbst im alten Rom, man verzeihe mir diese Vergleichung. Es mag nun in der Assemblee, oder im gemeinen Leben sein, er muß allezeit Recht haben. Und erfrecht sich einer, ihm nicht Recht zu lassen, und wäre er ein Glied des Raths, so wird er auf der Stelle nach Batavia geschickt, wo er sich darauf verlassen kann, daß alles, was er zu seiner Vertheidigung sagen kann, bloß dazu dient, sein angeschuldigtes Verbrechen schwerer zu machen, und das Urtheil zu bestättigen, das über ihn schon gesprochen ist. In der That ist das auch ganz natürlich, denn die Herren Unterstatthalter versäumen nie, sich bei dem Herrn Generalstatthalter durch Geschenke in Gnade zu sezen, die sie zu rechter Zeit anzubringen wissen. — Ist aber der, der das Unglück gehabt hat in die Ungnade seines Statthalters zu fallen, weniger als ein Rathsglied, so muß gewöhnlich sein Rücken dafür büssen; und ein Duzend Corporale mit tüchtigen Knütteln, sind dann die Vollstrecker des Urtheils.

*) Wenn und wie Batavia in die Hände der Holländer gekommen, ist oben beschrieben worden. Was der Verfasser vom Handwerksquartiere sagt, wird durch den Holländischen Patrioten bestätigt.

Mit den armen Eingebohrnen geht man noch unbarmherziger um. Die Abgaben, die man von ihnen fordert, die Straffen, mit denen man sie belegt, sind ganz willkührlich, besonders zur Zeit des Hongytogt, oder der Reise, die der Gouverneur alle Jahre durchs Land macht. Dann werden in allen Dörfern, und Flecken ꝛc. Indianer zu Orang-Kayas, oder Sergeanten und Corporalen aufgestellt. Diese Chargen müssen sie mit hübschem blanken Gelde bezahlen, und noch dazu beim Herrn Gouverneur sich dafür bedanken, ob sie sie gleich ohne ihr Bitten und Begehren bekommen haben. Kommt es alsdann, daß sie etwas, das der Gouverneur ihnen befiehlt, ihm nicht zu Dank machen, so ist ihr Schicksal erbärmlich. Ein gewisser Gouverneur von Amboina hat den Uebermuth und die Barbarei so weit getrieben, daß er einen dieser Elenden auf eine Canone sezen, und sie dann losfeuern lies; und durch diese grausame Strafe den Unglücklichen auf Zeit Lebens um seine Mannheit brachte. Die Orang-Kayas werden alle Jahre abgelöst, wodurch die Einkünfte beträchtlich vermehrt werden, die der Statthalter von dieser Besizung zieht. Alle die, welche als Residenten auf den verschiedenen Posten angestellt sind, die unter seinem Gouvernement stehen, müssen ihm einen jährlichen Tribut entrichten. So bald sie den zu zahlen versäumen, haben sie ihre Stelle verlohren; dagegen sichert sie aber auch eine pünktliche Entrichtung vor aller Straffe ihrer Erpressungen. Aus dem bisher gesagten kann man urtheilen, wie lieb die armen Einwohner die Holländer haben müssen; sie beten alle Tage, Gott wolle sie von der Holländischen Tyrannei erlösen.

Ein

Ein Statthalter genießt in seinem Gouvernement unter andern folgende Vorzüge!

Er läßt sich: Edler Herr, tituliren, und sei- Frau wird Madame, gescholten. Zwey Schildwachen hat er immer vor seiner Thüre, und überdas eine besondere Garde.

Wenn er ausgeht, oder ausfährt, so tretten ihm zween Trompeter und ein Theil seiner Leibwache vor, die andern folgen ihm.

Wer ihm begegnet, muß stille stehn, und ihm eine tiefe Verbeugung machen.

Die Festungswerke von Amboina sind in dem nehmlichen Verfall, wie die zu Batavia. Die Besazung besteht aus 200 Mann, die, wenn sie angegriffen werden sollten, nicht den geringsten Widerstand thun könnten, sondern vielmehr zu dem Feind übergehn würden, vorausgesezt, daß es eine europäische Macht wäre. Und die Hülfe, welche die Holländer in einem solchen Falle von den Eingebohrnen hoffen könnten, würde natürlicher Weise der Begegnung entsprechen, die diese von ihnen erhalten. Wohl gemerkt, daß das die armen Schelme sind, die der Compagnie die Gewürznägelein liefern, und sie ihnen um so geringen Preis abgeben müssen, daß man sich fast schämen muß, es zu sagen. Auch bedeutet der Vortheil, den sie von dieser Lieferung ziehen, so viel als nichts; sie klagen immer bitterlich darüber, und man kann sich vorstellen, daß sie die Gelegenheit mit beeden Händen ergreifen würden, andere Käufer und Herren zu be-

kommen, wie es geschehen müßte, wenn sie sich an den Feind ergäben, der nicht ermangeln würde, ihre Producte um einen billigern Preis zu nehmen.

Im December gehn drei Schiffe von Batavia nach Amboina, und im Junius kommen sie mit Gewürznägelein beladen zurück. Diese Schiffe haben höchstens 50 Mann am Bord, sind übrigens schlecht versehen, und auser allem Vertheidigungsstande. Die Besazung und Unterhaltung dieses Gouvernements kostet ungefähr hundert und achtzehn oder zwanzigtausend Gulden, wenigstens rechnet man der Compagnie so viel an.

Nun urtheile man, wie leicht sich eine fremde Macht, Frankreich oder England zum Exempel, dieser Gouvernements bemächtigen könnte! Und ist es nicht unbegreiflich, daß eine Besizung von solcher Erheblichkeit für die Gesellschaft mit so wenig Sorgfalt und Klugheit verwaltet wird?

Aber so geht alles in den holländischen Besizungen in Indien, und wird ewig so gehn, biß die Holländer sie alle verliehren werden, wenn ihnen nicht endlich einmal zur guten Stunde der Gedanke kömmt, ein wenig genauer zu untersuchen, was da getrieben wird. *)

Das

*) Amboina wurde den Portugiesen den 23sten des Hornungs 1605 durch den General Stephan van der Hagen abgenommen. Wie die Holländer die Engländer von ihrem Antheil an der dasigen Handlung verdrängt haben, ist oben erzählt worden.

Das Gouvernement von Banda, 25 oder 28 Meilen von Amboina, liefert der Compagnie die Muscatennuß und die Muscatenblüthe. Der da=

Es ist dieses für die Holländer eine ihrer wichtigsten Besizungen wegen der Gewürznägelein, die sie daselbst ganz alleine anbauen, nachdem sie alles angewandt haben, um sie außer Amboina überall auszurotten. Um dieses zu erhalten, haben sie Krieg mit dem König von Ternate geführt, und zahlen ihm noch iezo jährlich 32250 fl. und dem Könige von Tidor 6000 für die Ausrottung der Gewürznägelein und Muscatenbäume auf den ihnen unterworfenen Inseln.

Unter die Einwohner von Amboina hat die Compagnie, nach Rainal, 4000 Felder vertheilt, auf deren jedem dieselben 125 Gewürznägeleinbäume pflanzen dürfen, welches zusammen 50000 ausmacht. Jeder Baum giebt in gemeinen Jahren über 2 Pfund Nägelein, und also beläuft sich ihr sämtlicher Ertrag über eine Million Pfunde. Verkauft wird gegenwärtig iedes Jahr in Indien 150000 Pfund, und in Europa 350000 Pfund. Da dieses erst eine halbe Million Pfund ausmacht, so ist leicht zu erachten, daß sie die Einwohner nicht sehr anhalten werden, so viel anzubauen, als sie könnten, wie sie Anfangs thaten. Denn sie nehmen ihnen allezeit die ganze Aerndte ab, und verbrennen was zum Verkauf überflüßig ist. Doch lassen sie immer 4 Millionen Pfund in Europa, und 2 in Indien vorräthig, um schlechte Aerndten ersezen, und die Lücken, die durch Schiffbruch oder Beschädigung der Waaren entstehen möchten, ausfüllen zu können. Sie kaufen das Pfund um 4 Stüber und etliche Deut; mit Unkosten und Ausschuß aber kommt es ihnen auf 43 Stüber zu stehen; verkauft wird es um 100 Stüber.

sige Statthalter hat eben die Vorrechte, und eben das Ansehn, wie der zu Amboina. Einige Bandainseln sind sehr ungesund, besonders die, auf denen die Holländer ihre Besizungen angelegt haben.

Ungeachtet wenig Mannschaft da liegt, indem sie bloß eingefallne Befestigungen haben, wenn anderst einige Stücke Mauern, die täglich vollends einzustürzen drohen, wiewohl sie noch einige Canonen tragen, diese Benennung verdienen, sterben doch jährlich 60 Menschen von 75 daselbst. Es kann Niemand da aushalten, als die Eingebohrnen, und die, welche die ersten Krankheiten überstehn.

Zu dieser tödlichen Ungesundheit trägt ein immer brennender Berg nicht wenig bei, an dessen Fuß das Ding erbaut ist, das man da Forteresse nennt.

Diejenigen, welche die Lieferung der Muscatennüsse haben, sind fast lauter Eingebohrne. Sie sind Bürger, und lassen ihre Pflanzungen durch ihre Sclaven bauen. Man geht mit ihnen nicht besser um, als mit den Amboinern. Der Preis, um den sie ihre Muscaten liefern müssen, ist eben auch so himmelschreiend niedrig angesezt, daß sie nicht einmal ihre Kosten dafür herausziehen, noch ihre Sclaven davon unterhalten oder den Abgang von diesen durch neue ersezen können. Aber es äusert sich da noch eine andere Art von Bedrückung, die durch den unbilligsten und abscheulichsten Geiz erdacht worden ist, an dem Reiß und der Leinwand, wovon sich die Sclaven nähren und kleiden, wie

auch

auch an viel andern Artikeln, und der Vortheil davon fällt ganz in den Beutel des Gouverneurs.

Ist es denn nun nach dem bisher gesagten zu bewundern, daß diese armen Leute der holländischen Compagnie so wenig geneigt sind, als ihre Nachbarn? Oder ist es nicht vielmehr zu bewundern, daß man in Banda, woraus die Compagnie so grosse Vortheile zieht, mit den Lieferanten nicht besser umgeht? Heist das nicht diese unglücklichen Leute äuserst unmenschlich behandeln, die in einen, fast von der ganzen Welt abgesonderten Winkel, hingebannt sind, wo unaufhörlich Krankheiten herrschen, und wo man den fürchterlichen Anblick eines immer feuerspeienden Berges beständig vor Augen hat? Ich habe gesagt, daß die Luft auf einigen Bandainseln gesünder ist, und ich habe den Gedanken gehabt, habe ihn auch geäusert, daß man die Besazung auf eine von diesen Inseln verlegen sollte, wodurch sie von dem Vulcan weiter wegkäme. Zur Vertheidigung Bandas würde es genug sein, wenn man ein kleines Fort auf dem Plaz der alten Festungswerke erbaute; Banda würde dadurch noch leichter zu vertheidigen und zu behaupten sein, ohne daß man eine so grosse Menge Menschen aufzuopfern brauchte. Allerdings ist dieser nehmliche Plan auch in Batavia vorgelegt worden; aber freilich ist man auch da oft zu schlafsüchtig, und befolgt auch da zu oft ohne Bedenken, die unüberlegte und sorgenlose Maxime: Hm! so lang ich lebe, wirds schon gut thun.

Es würde also einer fremden Macht so leicht sein, uns Banda abzunehmen, als Amboina; sie wür-

würde sich auch mit leichter Mühe da erhalten können, wenn sie nur die weise Vorsicht brauchen wollte, die wir oben angerathen haben, ihren Siz wo anders hin zu verlegen.

Im December oder Januar gehn zwei Schiffe, die eben so gut besezt und ausgerüstet sind, als die Amboinischen, von Batavia nach Banda. Sie bringen den Reiß und andere nothwendige Waaren dahin, und hohlen von da die Gewürze. Die Kosten dieser Besizung übersteigen iährlich um mehr als 80000 fl. den Betrag der Auflagen, und den Gewinn, den die Bedienten der Compagnie mit den Handelswaaren machen, die sie dahin schickt, und doch kommt das alles fast nicht in Betrachtung gegen den ansehnlichen Gewinn, den sie aus den Muscatennüssen und der Muscatenblüthe zieht.*)

*) Der Bandainseln sind fünfe, aber nur drei davon sind mit Muscatbäumen besezt, die auf den zwo übrigen, die fast ganz öde sind, sorgfältig ausgerottet werden.

Das erste Waarenlager in Banda hat der Holländische General **Wybrand van Warwik** schon im Jahre 1599 errichtet. Die Holländer haben aber die Einwohner so wild und treulos gefunden, daß sie sich für bemüssigt gehalten haben, sie auszurotten. Es ist also Banda eine würkliche Europäische Colonie, allein die Sitten der iezigen Einwohner sind wenig besser, als die der ausgerotteten waren. Man schickt meistens iunge Leute dahin, deren sich ihre Familien entledigen wollen, und Banda hat auch daher den Namen der **Zuchtinsel**. Was der Verfasser von der

Das Gouvernement von Macassar auf der Insel Celebes betrachten die Holländer als den Schlüssel zu dem Archipelagus der Molucken. Der

der Ungesundheit des Clima sagt, ist vollkommen richtig. Die Compagnie hat auch, was er nicht sagt, einen Versuch gemacht, den Muscatenbau nach Amboina zu versezen, wodurch sie, auser der gesündern Luft, grose Bequemlichkeit und mehrere Sicherheit bei diesem einträglichen Handel erhalten haben würde; allein der Versuch ist fehlgeschlagen.

Die Bandainseln sind, die Muscaten ausgenommen, äuserst unfruchtbar. Die Natur ist daselbst allem Kornbau zuwider. Das Mark vom **Sagobaum** dient den Einwohnern statt des Brodes, und der Saft, der aus seinen Zweigen läuft, zum gewöhnlichen Getränke. Da das für die Europäer nicht hinlänglich ist, haben sie die Erlaubniß, sich ihre Lebensmittel von andern Inseln her zu hohlen.

Die Compagnie schickt allerlei Waaren dahin, vorzüglich verschiedene kostbare Zeuge; dennoch wird der Gewinn von den Kosten, nach unserm Verfasser um 80000, nach Raynal um 85000 fl. überwogen. Diesen Verlust ersezet der Muscatenhandel. Man verkauft in Indien 100000 Pfund **Muscatennüsse**, und in Europa 250000 Das Pfund wird von der Compagnie nicht völlig mit einem Stüber bezahlt, allein durch die nothwendigen Unkosten kommt es auf 25. Diesseits dem Cap wird es für 75 Stüber verkauft, ienseits für 56. An **Macis** oder **Muscatenblüthe** wird in Indien etwa 10000 Pfund abgesezt, und in Europa 100000. Das Pfund davon wird mit 8 1/4 Stüber bezahlt, kommt auf 54, und wird überall für 128 verkauft.

Der dasige Statthalter genießt die nehmlichen Vorrechte, die die beeden geniessen, von denen wir so eben gehandelt haben. Das Fort oder Kastell der Holländer ist nahe am Meer; und man darf sagen, ohne alle Befestigung. Die Besazung besteht gewöhnlich aus 200 Mann, so undisciplinirt und so mißvergnügt als irgend einer in ganz Indien. Man kann sich auch darauf verlassen, daß sie sich, im Fall eines Angriffs, nicht lange besinnen würden, zu dem Feind überzugehn.

Die Macassaren sind tapfer und kriegerisch, aber auch geschwohrne Feinde der Holländer. Das kommt grossen Theils daher, weil die Holländer von ieher sichs zum Gesez gemacht zu haben scheinen, die Boeschinen, mit Hintansezung der Macassaren, zu hegen und zu begünstigen.

Dieser Haß wird dadurch noch unterhalten, und sogar vergrössert, daß die Macassaren der Compagnie den Zehnten von allen ihren Producten geben müssen, ohne das zu rechnen, was die Statthalter noch auser dem für sich selbst ihnen abpressen. Noch eine andere Quelle ihres Hasses ist das, daß die Statthalter, auf die geringste Veranlassung, oder auch aus übler Laune, die Häupter dieser Nation absezen, und sich dazu der Boeschinen bedienen, die als die Hauptalliirten der Compagnie betrachtet werden. Den abgesezten Prinzen schickt man hernach nach Batavia; und da wird er, auf den blossen Bericht des Gouverneurs, allemal von dem Staatsrath verurtheilt, und irgend wohin auf Zeit Lebens verwiesen. Man begreift übrigens leicht,

daß

daß die Herren Gouverneure bloß ihrem theuern Interesse zu Liebe so verfahren, und weil sie oft nicht anderst können, wenn andere Indische Prinzen einen solchen Dienst mit Golde bezahlen. Auch fast alle Fürsten auf der entgegen liegenden Küste, als die von Dompo, Bima, Sumbauwa, wo das Sapauholz wächst, stehn unter der Willkühr der holländischen Statthalter, und das hat mehr als einmal verderbliche und mörderische Kriege verursacht. Denn wenn einer von diesen Königen stirbt, so finden sich allemal mehrere Thronbewerber, und derienige ist sicher, ihn zu erhalten, und von den Holländern unterstüzt zu werden, der ihren Beistand am besten bezahlt.

Die Holländische Compagnie zieht aus dieser Besizung nichts als Reiß, und den Betrag ihrer Zölle; und der Aufwand, den sie ihr macht, übersteigt ungefähr, um mehr als 70000 fl. ihre Einnahme.

Dem ungeachtet ist dieses Gouvernement für den Statthalter eines der einträglichsten. Man muß es auch behaupten, sowohl um ein Auge auf das haben zu können, was auf dieser Seite vorgehn möchte, als um darüber wachen zu können, daß alle Gewürzbäume im Königreich Buthon ausgerottet werden, wozu die Holländer die Erlaubniß vom König erlangt haben. Aber man wird über die Art lachen, wie diese Ausrottung bewerkstelligt wird. Ein Sergeant und zween Soldaten sind die Vollstrecker derselben; nun urtheile man, was die ausrichten können; besonders da sie sich

die iungen Gewürzbäume erst von den Eingebohrnen anweisen lassen müssen; und diese zeigen ihnen so wenig als möglich, und das auf geheimen Befehl des Königs von Buthon, der sehr wohl weiß, wie er seine Gewürzbäume loß werden soll; und die Engländer wissen es eben so gut. In der That können die Franzosen und Engländer darauf rechnen, sich in der Bai von Buthon mit Gewürzwaaren zu versehen. Indessen bilden sich die Holländer, besonders in Holland, ganz fest ein, daß die Gewürzbäume in diesen Gegenden mit Stumpf und Stiel ausgerottet seien. Aber, lieber Gott, wenn man da wüßte, was würklich vorgeht, man würde sich bald andere Vorstellungen machen, und besser über den Vortheil der Gesellschaft wachen. Es ist zuverläßig, daß alle Jahre fremde Schiffe in die Bai von Buthon einlaufen, und mit Gewürzwaaren beladen zurückkehren.

Im Monath Januar geht jährlich ein Schiff nach Macassar. Drei oder vier Chaluppen, die durch einen Piloten commandirt werden und so schlecht besezt, als elend ausgerüstet sind, wie denn das nicht wohl anderst sein kann, kreuzen auch alle Jahre einmal in den dasigen Gewässern. Sie dienen aber mehr, dem Handel der Einwohner durch ihre Kapereien zu schaden, als den Schleichhandel mit Gewürzwaaren zu unterbrechen, oder unmöglich zu machen.

Die wahre Ursache, warum diese Chaluppen immer in so schlechtem Stande sind, ist die, daß die Chaluppen des Herrn Statthalters immer reichlich mit allem versehen sein müssen, und daß die

Aus-

Ausrüstung derselben auf Kosten der Compagnie, in ihrem Namen und zu ihrem grossen Schaden geschieht. Der Gouverneur braucht sie zur Handlung, die er gewöhnlich nach Bati, Banda, Bima, Batavia und Java treibt. *)

H Ter-

*) Celebes oder Macassar ist im Jahr 1526 von den Portugiesen entdeckt worden. Diese stunden immer in sehr gutem Vernehmen mit den Eingebohrnen. Denn sie hatten wenig Versuchung, und sahen wenig Möglichkeit vor sich, dieselben zu unteriochen, und fanden bei dem Handel mit ihnen desto größere Vortheile. Es fehlte wenig, so hätten sie den König und die Einwohner von Macassar zum christlichen Glauben bekehrt. Ein paar Einwohner der Insel, die in Ternate waren getauft worden, hatten ihn dazu geneigt gemacht. Da er aber auch in der Muhammedanischen Religion Unterricht erhalten hatte, schickte er, um sich für eine von beeden Religionen zu bestimmen, nach Muhammedanischen und Christlichen Geistlichen, und beschlos, sich für diejenige Religion zu erklären, deren Priester ihm der Himmel, wie er hoffte, am ersten zuschicken würde. Die Muhammedaner waren eifriger als die Portugiesen, und so ergriffen die Macassaren die Lehre Muhammeds, die noch iezt auf der Insel herrscht. Die Portugiesen blieben ruhig in Celebes biß 1660, da sie von den Holländern verdrängt wurden. Diese trieben seit 1650 Handel mit den Macassaren, und arbeiteten (wenn Gervaise in seiner description historique du Royaume de Mac. Glauben verdient) von dieser Zeit an in der Stille daran, die Portugiesen von da zu vertreiben. Im J. 1658 fiengen sie offenbare Feindseeligkeiten mit denselben an, und rüsteten, unter dem Vorwande, in China durch sie in Schaden gesezt worden zu sein, eine Flotte aus, die

die

Ternate hat eben auch seinen Gouverneur. In diesem Gouvernement, das ein bißchen Gold liefert, liegen 150 Mann zur Besazung. Die Handlung, die man da treibt, ist nicht groß, und überhaupts ist diese Besizung nur eine Ueberlast für die Compagnie, denn sie kostet ihr iährlich 60 bis 70000 fl. die sie den Königen von Tidor und Ternate einem Tractate zu Folge zahlt, vermöge dessen sie die Erlaubniß hat, die Muscaten und Ge-

würz-

die Portugiesischen nach Celebes gehenden Schiffe wegnehmen oder zu Grunde richten sollte. Viel wichtiger aber war der Anschlag, den sie heimlich gegen die Portugiesen auf der Insel selbst gemacht hatten. Sie hatten, nach dem Zeugniß des angeführten Schriftstellers, iährlich eine gewisse Anzahl auserlesener Mannschaft dahin geschickt, die sich unter dem Vorwande des Handels daselbst aufhalten, aber auf den ersten Wink bereit sein sollten, sich zu versammeln, wiewohl man nur wenigen von ihnen das Geheimniß anvertraute. Im J. 1660 glaubten sie stark genug zu sein, und brachen los. Sie vereinigten sich mit einigen mißvergnügten Einwohnern, und rückten gegen die Hauptstadt an. Der König gieng ihnen entgegen, und da sie sich den Uebergang über einen Fluß, der beide Heere trennte, nicht erzwingen konnten: fielen sie auf die unschuldige List, eine Menge giftiger Kräuter in den Fluß zu werfen, und auf ihre Feinde hinabtreiben zu lassen, wenn diese sich aus dem Fluße erfrischen wollten. Sie erreichten dadurch ihre Absicht, viele Macassaren starben davon, die übrigen flohen in ihre Stadt, und wurden nach einer standhaften Vertheidigung durch den Hunger gezwungen, sich zu ergeben. Viele aber wollten lieber mit den Waffen in der Hand sterben, als das Leben von so verhaßten

Fein-

würznägeleinbäume daselbst auszurotten. Das Gouvernement selbst trägt dem Statthalter sehr wenig ein, aber er weis sich reichlich dafür schadlos zu halten, durch den Alleinhandel mit Leinwand, Getränken, Lebensmitteln, Reis rc. Denn diese

Feinden zum Geschenk annehmen, und die Gemalin des Statthalters lies alle ihre Goldstangen und Kleinodien in eine grosse Canone laden, und in das Meer schiesen, damit sie den Holländern nicht in die Hände kämen. Der wichtigste Gebrauch, den diese von ihrem Siege machten, war der, daß die Portugiesen so gleich Celebes verlassen mußten. — Wie viel an dieser, hin und wieder ziemlich unwahrscheinlichen Erzählung gegründet sei, mag dahin gestellt bleiben; daß aber die Einwohner äuserst über die Holländer aufgebracht gewesen seien, erhellet daraus, daß sie gleich nach ihrer Besiegung Feindseeligkeiten gegen dieselben auszuüben anfiengen, die 1665 in einen heftigen Krieg ausbrachen, der erst 1669 zum Nachtheil der Macassaren geendiget wurde.

Was übrigens der Verfasser von dem Aufwande sagt, den dieser Plaz der Compagnie verursacht, ist vollkommen der Wahrheit gemäs. Nur die Lage desselben macht, daß sie ihn nicht verläßt; denn er liegt nur eine Tagreise weit von **Borneo** und drei oder vier von **Amboina** und den **Spe-cereiinseln**: und noch mehr, vielleicht als die Lage, was unser Verfasser anmerkt, die **Ausrottung der Gewürzbäume**, besonders auf der kleinen Insel Buthon. Die Erzählung von der Art, wie diese Ausrottung besorgt wird, kommt ziemlich mit **Rainal** überein, welcher sagt, daß die Holländer zur Ausrottung des Gewürznägeleinbaumes iährlich zwo Schaluppen nach den Molucken schicken, deren iede nicht mehr als zwölf

Sol-

Handlung ist den armen Einwohnern des Landes gänzlich untersagt, bei Straffe der Ungnade des Herrn Gouverneurs. Das hat die Folge, daß die Eingebohrnen, und so gar die Unterbeamten der Compagnie im größten Elende da leben; und man kann ia nie elender leben, als unter dem Joch eines eigennüzigen und geldgierigen Statthalters. Die dasigen Truppen und die Eingebohrnen, sind, wie man sich leicht vorstellen kann, den Holländern so hold, als die in den andern Statthalterschaften. Die Festungswerke sind in keinem respectablern Zustand; und ein einziges gehörig ausgerüstetes Europäi-

Soldaten führt. Herr **Mauvillon** merkt in seiner Uebersezung hiebei an, daß sie ehemals 40 biß 50 Europäische Soldaten, und noch weit mehr Indianische dazu genommen haben. Die Aenderung, die sie damit gemacht haben, möchte wohl daher gekommen sein, daß sie die Unmöglichkeit eingesehen haben, diesen Zweck dabei zu erreichen; und sie schicken also vielleicht gegenwärtig diese Schaluppen nur pro forma dahin.

Daß es den Holländern unmöglich sei, die Gewürzbäume auszurotten, beweisen ein paar Geschichten bei Rainal. Die Engländer auf **Sumatra** haben vor einigen Jahren ihrer Hauptstadt **Nägelein** geschickt, die die Einwohner von **Baly** von Oertern her geliefert haben, wo dem Vorgeben nach keine mehr vorhanden sein sollen. Auch der **Muscatenbaum** wird nicht in **Banda** allein gefunden; er wächst auch in **Neu-Guinea**, und in den an den Küsten gelegenen Inseln. Die **Malatten** haben von seiner Frucht nach **Batavia** gebracht, wo man viele Mühe angewandt hat, diesen Vorfall zu unterdrücken.

päisches Schiff würde Ternate ohne Mühe einnehmen. *)

Zu dem grossen Orient oder den Molucken kann man auch Timor rechnen, wo die Gesellschaft eine kleine Besazung mit einem Befehlshaber unterhält. Die Compagnie behauptet diesen Posten nur aus Furcht, es möchte ein anderer sich desselben bemächtigen, wenn sie ihn verliese. Denn es fehlt so viel, daß er ihr Vortheil brächte, daß man versichern kann, daß die Kosten den Gewinn reichlich aufwiegen. Ich wende mich nun zu dem kleinen Orient, wie man in Indien die Insel Java nennt. **)

H 3 Sa-

*) Der eigentlich so genannten **Moluckischen Inseln**, sind fünf: **Ternate**, von dem hier der Verfasser handelt, **Tidor**, **Motier**, **Machien**, und **Bachian**.

Sie sind von den **Portugiesen** entdeckt worden, die Spanier haben diese von da verdrängt, und sind gegen das Jahr 1627 wieder von den Holländern verdrängt worden.

Das Gouvernement von Ternate ist eigentlich das Gouvernement von den Moluckischen Inseln. Der König von Ternate war ehemals ein mächtiger Fürst, der 72, oder nach andern gar 92 zinsbare Fürsten unter sich hatte; iezt ist er, unter der Benennung des vornehmsten Alliirten der Holländer, ihr erster Unterthan. Diese Inseln waren sonst wegen der Gewürze, die sie hervorbrachten, unschäzbar. Seitdem aber die Holländer diese daselbst ausgerottet haben, sind sie ganz unbedeutend.

**) Die Holländer haben sich auf Timor im Jahr 1613 festgesezt. Sie behaupten diesen Plaz, der

Samarang, ein Gouvernement, ist die Residenz des Statthalters von Java. Es ist noch nicht lange, daß einer dieses Gouvernement hatte, der neun Jahre zuvor noch Canonieriunge gewesen war. „Recht so, „ wird man sagen; „ denn ohne „Zweifel war das ein Mann von Verdienst, der „der Compagnie beträchtliche Dienste geleistet hatte. „ — Einen Augenblick Gedult! man höre eine Beschreibung seiner Talente, und der Stuffen, die er nach und nach bestiegen hat, und dann urtheile man.

Als Canonieriunge kam er in die Secretärie, und stieg da nach und nach zur Würde eines zweiten Secretärs; dann wurde er geheimer Secretär beim Generalgouverneur; und also laufen alle Dienste, die er der Compagnie in diesen verschiedenen Aemtern gethan hat, darauf hinaus, daß er Resolutionen, Concepte und Mandate copirt, und gesiegelt hat. Da er darauf zur Regierungssecretärs Stelle erho-

der ihnen nichts einträgt, der **allg. Welth.** zu Folge, aus drei Gründen: Weil die Schiffe, die über das Südmeer nach Ostindien kommen, nicht leicht Timor vorübergehen, wenn sie nicht nach den Philippinischen Inseln bestimmt sind; und also den Holländischen Forts auf den Molucken in Zeiten Nachricht davon gegeben werden kann;

weil die Fruchtbarkeit des Bodens von Timor zum Besten der unfruchtbaren und schlecht angebauten Moluckischen Inseln wohl gebraucht werden kann; und endlich

weil ihnen Timor das Monopolium mit dem wohlriechenden, und in Indien sehr beliebten Santalholze verschafft.

erhoben wurde, hatte er immer die nehmlichen Geschäfte, und darinnen bestehn die Dienste, die ihm das Gouvernement von Java verschafft haben, wiewohl nicht zu läugnen ist, daß der damalige Generalstatthalter das meiste dazu beigetragen hat. Ist es nicht augenscheinlich, daß dieser Mann durch die wichtigen Dienste, die er der Compagnie so treulich geleistet, und von denen sie so herrliche Vortheile gezogen hat, eine so glänzende Belohnung verdient habe? Dieses Genie war nicht älter als 16 Jahre, da er Secretär wurde, so daß er erst 25 alt war, als er sich mit einer der besten Statthalterschaften in Indien bekleidet sah.

Indessen glaube man ia nicht, daß damals Niemand in Indien gewesen sei, an dem man mehr Talente als an diesem iungen Kahlkinn gefunden, oder der sich um die Compagnie verdienter gemacht hätte, als er. Die ganze Sache ist die, daß man in Indien nichts braucht, als die Kunst sich einzuschmeicheln, und daß man da gar den Gedanken nicht hat, man müsse Talente und Dienste belohnen.

Der Aufzug eines Statthalters von Java ist nicht viel schlechter als der Aufzug des Oberstatthalters von Batavia; seine Einkünfte sind sehr beträchtlich. Er kann drücken und pressen so unbarmherzig als er will, nur muß er nicht unterlassen, dem Oberstatthalter seinen Theil vom Schmause zu geben. Es giebt auch verschiedene Residentenstellen auf der Insel Java, die von diesem Gouvernement abhängen. Ihre Besizer gewinnen grosse Summen, sie müssen aber einen Theil ihres Gewin-

winnes der Börse des Gouverneurs zufliessen lassen. Man wird vielleicht nach den Quellen fragen, aus denen so viel Gewinn strömt. —

Das sind die Eingebohrnen und die Compagnie. Wir würden kein Ende finden, wenn wir alle Betrügereien herzählen wollten, die in diesem Gouvernement vorgehen. Man begnüge sich, im Allgemeinen zu wissen, daß man die unglücklichen Einwohner ganz auszieht: und daß ieder alle Arten von Erfindungen gebraucht, die Compagnie so viel zu plündern, als er kann.

Die meisten kleinen Posten auf Java, die zu diesem Gouvernement gehören, sind 25 bis 30 Mann stark, und unfähig einen Europäischen Feind einen einzigen Tag aufzuhalten. Die Garnison von Samarang besteht höchstens aus 250 Mann, die so wohl gesinnt sind als die in den andern Statthalterschaften. Auch die Festungswerke sind da in so gutem Stande als in den andern Besizungen, und die Eingebohrnen haben da eben so viel Liebe zu den Holländern, als anderwärts, und würden sie mit herzlicher Freude aus dem Besiz geworfen sehn.

Java liefert fünf biß sechstausend Lasten *) Reis, und so viel Salz als die Compagnie verlangt. Man zieht auch Indigo, Baumwollengarn, Bretter, Zucker, Caffe, Vogelnester ꝛc. daher. Kurz,

*) Eine Last besteht aus 3200 Pfunden.

Kurz, es ist eines der besten Länder in der Welt, besonders seiner gesunden Luft wegen. *)

*) Die Art, wie die Holländer zum Besiz von Batavia gelangt sind, ist oben erzählet worden. Von dieser Zeit an haben sie sich, aller Schwierigkeiten ungeachtet, in Java nicht nur erhalten, sondern auch ihre Nebenbuhler, die Engländer von da verdrängt. Der Kaiser von Java war damals ein sehr mächtiger Herr, von dem die übrigen Könige auf der Insel nur Statthalter waren. Aber der mächtigste von diesen, der König von Bantam entzog sich seiner Oberherrschaft, und wurde ein gefährlicher Nebenbuhler von ihm, wovon wir in der Geschichte der Eroberung von Jacatra oder Batavia ein Beispiel gesehen haben. Die Uneinigkeit dieser beeden Fürsten diente zur Sicherheit der Holländer, indem sie gewiß waren, den einen zum Beschüzer zu haben, wenn sie von dem andern angegriffen wurden. Unterdessen wuchs ihre Macht auf der Insel so sehr, daß sie im Stande waren, auch ohne Hülfe des andern, iedem von ihnen zu widerstehen. In der Folge gelang es ihnen sogar, einen nach dem andern sich unterwürfig zu machen. Es erhuben sich im Jahre 1677 Streitigkeiten unter Brüdern über die Thronfolge in Java. Die Holländer nahmen sich des einen an, und sezten ihn auf den Thron. Dafür bewogen sie ihn, seine alte Residenz Mataran zu verlassen, und sich nach Kattasura zu begeben, das ihnen bequemer lag, und erhielten die Erlaubniß von ihm, ein Fort — zu seiner Sicherheit zu errichten, und ihm eine Wache — zu seiner Vertheidigung zuzugeben. Im Jahr 1680 gelang es ihnen mit dem Könige von Bantam eben so. Der damalige König hatte seinem Sohne die Regierung übergeben. Da aber dieser sich durch seine Grausam-

Auf der Insel Java ist noch eine besondere Residenz, Namens Cheribon; und man darf behaupten,

samkeit und seinen Hang zu Wohllüsten überall verhaßt machte: suchte er ihm diese be wieder zu nehmen. Allein der Sohn wandte sich an die Holländer, und erhielt mächtigen Schuz von ihnen. Sein Vater wurde geschlagen und gefangen genommen. Er sas also fest auf seinem Thron; mußte sich aber gefallen lassen, daß die Holländer sich der Stadt Bantam, und eben dadurch auch zugleich seiner Person bemächtigten. Diese Obermacht behauptet die Compagnie noch iezt über seine Nachfolger, und braucht dazu, nach Rainal, nicht mehr als 368 Mann, die in zwei schlechte Forts vertheilt sind, wovon eines ihrem Gouverneur zur Wohnung, das andere dem König zum Palast dient.

Uebrigens haben die Holländer sorgfältige Wachsamkeit nöthig; denn das Volk, bei dem sie immer sehr verhaßt gewesen sind, ist sehr wild und kriegerisch, und es sind daher Empörungen auf der Insel, und selbst in der Stadt Batavia, nicht selten und oft sehr gefährlich. Die Insel ist auserordentlich volkreich. Die Verfasser der allg. Welth. versichern, daß in Java 40 große Städte und 4500 Dörfer, ohne die einzelnen Höfe und Hütten seien, und daß sich die Volksmenge daselbst auf 30 Millionen belaufe.

Java bringt der Compagnie grosse Vortheile. Bantam, wo sie einen Obersten unterhält, der, im Vorbeigehen zu erinnern, Befehlshaber über eine sogenannte Commanderei ist, und sich dadurch von einem Commendanten unterscheidet, daß er ein Kaufmann, dieser aber ein Officier ist. — Bantam kostet der Compagnie nach Rainal, iährlich

ten, daß das der niedlichste Bissen am ganzen Stück sei. Der Resident zieht daraus iährlich 100000 Duca-

iährlich nur 50000 fl. die sie auf die Waaren, die sie dort absezt, wieder gewinnt. Sie hat an reinem Gewinn alles, was sie auf drei Millionen Pfund Pfeffer gewinnen kann, den man sich verbindlich gemacht, ihr den Centner zu 12 fl. 16 Stüber zu liefern.

Die Ostküste von Java ist, hauptsächlich durch den Reisbau, die Brodkammer der Compagnie und ihrer einländischen Unterthanen, nach dem Zeugniß des **Holländischen Patrioten**. Dieser breitet sich weitläufig über die Vortheile aus, die sich ein Gouverneur daselbst machen kann. Herr **Nikolaus Harting**, Rath von Indien und Gouverneur der Ostküste Java, sagt er, der auf gut Glück nach Indien gieng, einige Jahre unter den gemeinen Javanern umher lief, um auf Kosten der Compagnie die Javasche Sprache zu lernen, konnte sich rühmen; 800000 Rthlr. oder 1920000 fl. durch seine Industrie auf Java erworben zu haben, ohne daß er mit seinem Wissen der Compagnie oder sonst Jemanden Unrecht gethan hätte. Auch hinterlies er seinen Erben etwan 1600000 Rthlr. oder 3840000 fl. Dennoch versichert der Patriot, daß man, freilich durch unrechtmäßige Mittel, die Sache noch viel weiter treiben könne. Von diesen Mitteln, deren viele sehr gewaltthätig, und wenigstens nicht oft thunlich sind, mag eines zur Probe dienen: Der Gouverneur muß zu Zeiten der hohen Regierung melden, daß der Reis für die Compagnie nicht minder als für 100 Rthlr. oder 240 fl. der Coyang zu haben ist. Wenn gleich der gewöhnliche Preis nur 10 Rthlr. ist, so lassen sich doch leicht Mißwachs oder weisse Mäuse vorgeben, die alles aufgefressen haben. Und man hat selbst

Ducatons, *) die ihm seine Expressungen an den Einwohnern, und seine Räubereien an der Compagnie verschaffen. Denn wenn es nicht mit solchen Stückchen zugienge, wie wäre es möglich, daß eine blosse Residentenstelle so viel abwürfe? Deßwegen bekommt auch nicht leicht ein anderer diese Stelle, als einer der nächsten Verwandten des Oberstatthalters; und das sind gemeiniglich iunge Leute ohne Erziehung und Sitten, die in dem Taumel ihres Glücks sich alles erlauben, und den armen Einwohnern auf das übermüthigste und gewaltthätigste begegnen. **)

Cey-

selbst im Jahre 1767, da alles in Ruhe und Frieden war, die Minister auf Java von Batavia aus bevollmächtigt, den Coyang Reis für 100 biß 120 Rthlr. einzukaufen.

*) Ein Ducaton macht 3 Holländische Gulden und 3 Stüber.

**) Cheribon oder Tieribon hat sich freywillig den Holländern unterworfen, um Schuz gegen ihre Nachbarn bei ihnen zu finden. Es liefert, nach Rainals Angabe, iährlich 1000 Lasten Reis, die Last zu 38 Gulden 8 Stüber; iede Last wiegt 3300 Pfund; 1 Million Pfund Zucker, worunter der Centner von dem besten mit 6 fl. 14 1/2 Stüber bezahlt wird. 1200000 Pfund Caffe, das Pfund für 2 Stüber; hundert Centner Pfeffer, das Pfund zu 2 1/3 Stüber; dieser Anbau hat erst seit kurzem seinen Anfang genommen; 30000 Pfund Baumwollen Garn, wo von dem schönsten das Pfund 14 Stüber kostet; 600000 Pfund Areka, den Centner zu 6 fl. So ungerecht diese Preise sind, so hat das Volk zu Cheribon, welches das sanftmüthigste und gesittetste auf der

Insel

Ceylon, eine der Hauptbesizungen der Gesellschaft, ist auch dieienige, die gegenwärtig unter allen ihren Besizungen in Indien im besten Stande ist, und wo gewöhnlich eine gute Besazung liegt. Den Grund davon kann man in der Geschicklichkeit des Herrn Falk, ihres Gouverneurs, und darinnen suchen, daß man gewohnt ist, von Holland geradezu Schiffe dahin zu schicken. Indessen beträgt der Gewinn, den man von der dasigen Handlung zieht, nicht viel über neun oder zehn Tonnen Goldes, und die Kosten und Vorschüsse belaufen sich wenigstens auf eilfmal hunderttausend Gulden; aber dieses Uebergewicht der Kosten wird durch den Vortheil, den der Zimmt ausgiebt, reichlich ersezt. Seit dem Jahr 1766 sind die Holländer fast allein Herren über Ceylon; der sonst so mächtige und stolze König von Candi hat sich am Ende genöthigt gesehen, ihre Oberherrschaft anzuerkennen, und ihnen

Insel ist, doch niemals darüber die Waffen ergriffen. Hundert Europäer sind hinreichend, es in seiner Sclaverei zu erhalten.

Und doch hat diese sanfte Nation ehemals in einer Nacht alle Engländer ermordet, die sich in Cheribon aufhielten, wo sie eine ansehnliche Factorei, mit einer kleinen dazu gehörigen Stadt hatten, die bei dieser Gelegenheit verwüstet wurde. Die Ursache dieser Grausamkeit sollen Ausschweifungen gewesen sein, die die Engländer gegen die Weiber der Eingebohrnen begiengen; die Engländer aber suchen den Grund davon mehr in den Verhezungen ihrer christlichen Nachbarn.

Da diese Residenz so sehr einträglich ist — denn die Kosten, die sie macht, belaufen sich nicht über

nen einen Theil der Küsten seines Reichs abzutreten. Denn diese gehörten sonst den Eingebohrnen, und um sie davon wegzutreiben, fiengen die Holländer den lezten Krieg an, der freilich der Compagnie viel Vortheil verschafft hat, aber darum nicht minder ungerecht war.

Der damalige Gouverneur verlangte, daß alle Eingebohrnen, welche Ländereien besässen, ihm die Beweise ihres Eigenthumsrechts vorlegen sollten. Das war gerade so viel, als wenn man sie sogleich eingezogen hätte; denn was konnte ein armer Ceyloner für andere Beweise aufbringen, als eben seinen Besiz, in welchem er versicherte, daß seine Vorfahren schon gewesen seien?

Aber

über 25500 Gulden, und diese werden an der Leinwand wieder gewonnen, die man dahin bringt: so ist schon zu vermuthen, daß sie auch dem Residenten nicht wenig eintragen werde. So groß die Summe ist, die unser Verfasser angiebt: so scheint sie doch, nach dem Bericht des Holländischen Patrioten, nicht allzusehr übertrieben zu sein. Dieser erzählt, daß ein gewisser van Bilsen, der bei der Welt als ein ehrlicher Mann zu Buch stehe, ihn selbst fest versichert habe, er habe in seinem ersten Jahre 192000 fl. gewonnen, und zwar ohne irgend einem Menschen, mit seinem Wissen nur für einen Pfennig Unrecht gethan zu haben, und ohne irgend andere Mühe, als die, das baare Geld aus der Compagniecasse in seine überzubringen. Ein Dänischer Holsteiner aber, der vom Barbiergesellen sich zum Residenten in Cheribon, und für sein Geld zum Baron zu machen gewußt haben soll, hat in einigen Jahren ein paar Millionen Gulden zusammengebracht, wobei er sich freilich dessen nicht mochte rühmen können, was van Bilsen von sich rühmte.

Aber diese Beweise wurden nicht für zureichend erkannt, und wenn sie in dem Genuß ihrer Güter bleiben wollten, so mußten sie sich gefallen lassen, die Erlaubniß dazu vom Gouverneur zu erkaufen. Sobald einer nicht zahlen wollte, ward er von seinen Gütern geiagt; und diese verkaufte man dann an die Meistbietenden. Diese Unbilligkeit gab dann das Signal zum Kriege.

Gegenwärtig haben die Holländer die Erlaubniß, den Zimmet einzusammeln, und in der ganzen Insel Handelschaft zu treiben. Es wird also nur von ihnen abhängen, einst grosse Vortheile daraus zu ziehen. Ceylon liefert, auser dem Zimmet, der Compagnie auch noch Caffe und Pfeffer, den man von Matura hohlt; und überdas einige edle Steine, als Amethysten, und Topase; ferner Areka und allerlei Leinwand; die unter den Namen Jaffanapatnam, Tutecorins ꝛc. bekannt ist. Puntegale ist der Ort, wo die Schiffe ihre Ladung bekommen; die dasige Rhede ist unbequem, übrigens aber sehr sicher. *)

Die

*) Auf der Insel **Ceylon**, oder, wie sie von den Eingebohrnen sonst genennt wurde, Ilanare hatten sich die Portugiesen 1517 festgesezt. Die Strenge, mit der sie den Einwohnern begegneten, brachte sie um diese wichtige Besizung, und lieferte sie in die Hände der Holländer. Raiah Singa, König von Candi fand die Begegnung der Portugiesen so unerträglich, daß er einen Krieg mit ihnen anfieng; und da er sah, daß er ihnen darinnen nicht gewachsen war, zween Abgesandte im J. 1638 nach Batavia schickte, die die Holländer um Beistand wider seine Gegner ersuchen mußten

Die Holländer haben auch auf der Küste Coromandel das Gouvernement Nagapatnam. Man hat mehr als eine Erfahrung, daß die dasigen Gouverneurs Ungerechtigkeit und Treulosigkeit haben zu Schulden kommen lassen.

Man

sten. Man kann sich vorstellen, daß dieser mit dem willigsten Herzen zugesagt und geleistet wurde. Der Krieg wurde viele Jahre mit abwechselndem Glücke geführt. Die Trennung Portugalls von Spanien, die im Jahr 1640 erfolgte, und einen Stillstand zwischen Portugall und Holland nach sich zog, schien ihm zwar auf einmal ein Ende zu machen; allein die Portugiesen bezeugten, aus einem thörichten Vertrauen auf ihre Stärke, keine Neigung zum Frieden, und also wurde der Krieg lebhaft fortgesezt. Um diese Zeit gieng der Prinz von Uva, ein älterer Bruder des Königs von Candi, der dem Alter nach gerechte Ansprüche auf den Thron hatte, den sein Bruder nur nach dem Willen ihres Vaters besas, zu den Portugiesen über, zu denen er immer viel Zuneigung gehabt hatte. Diese Begebenheit war für sie von der äusersten Wichtigkeit: der Prinz war ungemein geliebt, und hatte einen starken Anhang unter den Unterthanen seines Bruders. Sie konnten also hoffen, durch ihn in kurzem die Oberhand zu erhalten. Anstatt aber einen so günstigen Umstand zu benuzen, beleidigten sie den Prinzen auf das empfindlichste, und begiengen darauf sogar die thörichte Treulosigkeit, ihn nach Goa zu schicken, wo sie ihn taufen ließen, und gefangen behielten — und zugleich allen Beistand verlohren, den sie durch seinen Uebergang zu ihnen von den Ceylonern hätten hoffen können. Es kam also, nach manchen Abwechslungen des Kriegsglückes, diese Insel endlich im Jahr 1658 in die Hände der Holländer, ohne daß der Zu-

stand

Man hat sogar das Exempel gehabt, daß einer sich niederträchtiger Weise aus dem Staube gemacht, und so an seinen Obern eine Verrätherei begangen hat; und so oft dieses Gouvernement solchen untreuen Verwaltern anvertraut gewesen ist, sind sie immer die Geisel der Einwohner und Arbeitsleute gewesen, und haben der Compagnie beträchtlichen Schaden verursacht. Die meisten von ihnen sind unüberlegte, unwissende, und eitle Leute, und fast alle aus der Hefe des Pöbels.

J So

stand des Königs von Candi dadurch gebessert worden wäre. Denn die Holländer, deren Macht in den lezten Jahren auf der Insel sehr groß geworden war, hatten kein Bedenken getragen, ihre Bundesgenossen zu eben der Zeit zu bekriegen, da sie mit seinen Feinden Krieg führten.

In dem Krieg, dessen unser Verfasser erwähnt, und der sich den 14ten Febr. 1766 endigte, erhielten sie auch den Theil der Küsten, den die Einwohner vorher noch innen gehabt hatten. Denn diese waren in demselben so unglücklich gewesen, daß ihr Monarch aus seiner Hauptstadt verjagt, und in den Wäldern herumzuirren genöthiget worden war.

Indessen sind doch die häufigen Kriege mit den Einwohnern, nach Raynals Bemerkung, den Holländern sehr schädlich. Denn sobald ein Krieg ausbricht, ziehen sich die Eingebohrnen, die von den Holländern in schwerer Sclaverei gehalten werden, ins Land hinein. Dadurch geht eine Erndte verlohren, und es macht unendliche Kosten und Beschwerden, mit gewaffneter Hand in ein Land einzudringen, worin auf allen Seiten, wegen der Ströme, Wälder, hohlen Wege und Berge

So war einmal ein Gouverneur da, dessen Mutter ihren Unterhalt in Holland mit der edlen Beschäftigung verdiente, daß sie sich an den Thüren der öffentlichen Cloake aufhielt, und denen, die hineinwollten, Stückgen Papiere zu ihrem Bedürfniß verkaufte. Deßwegen aber giebt man ihnen doch in ihrem Gouvernement den Titel: Edler Herr, und ihren Weibern Madame.

Nagapatnam ist die Niederlage aller Zeuge, die auf der Küste Coromandel gewebt werden, in Bimilipatnam, Sadraspatnam, Paleacatta, und Jagernackpônam. An allen diesen Orten unterhält die Compagnie Posten, die alle unter dem Nagapatnamschen Gouvernement stehn. Die Waaren, die wir hineinbringen, sind Eisen, Japanisches Kupfer, Blei, Pfeffer und Gewürze, und ein bißchen Gold. Man behauptet, daß aus diesen verschiedenen Artikeln ein Gewinn von mehr als

Berge schwer fortzukommen ist Und diese Widerwärtigkeiten würden noch größer werden, wenn eine Europäische Macht die Ceyloner unterstüzen sollte. Die Holländer fühlen das auch wohl, und haben sich daher in dem Frieden von 1766 von dem König ausdrücklich versprechen lassen, daß er keine Gemeinschaft mit irgend einer fremden Macht unterhalten, sondern vielmehr alle Europäer an sie ausliefern wollte, die sich in der Insel eingeschlichen haben möchten.

Die Insel ist sehr fruchtbar; aber die Einwohner sind viel zu träge, um sie so anzubauen, wie sie könnten und sollten. Eine Hauptursache dieser Unthätigkeit ist darin zu suchen, daß die Ländereien dem Landesherren eigenthümlich zugehören. Die

als 500000 fl. gezogen werde. Dabei muß man aber bemerken, daß nie in irgend einem Gouvernement, oder in irgend einem Plaze eines Befehlshabers oder Residentens der wahre Preiß des Verkaufes angegeben wird. Denn die verborgenen und geheimen Profitchen der Gouverneure ꝛc. müssen vorher alle abgerechnet werden; so daß man wohl den Gewinn berechnen kann, der der Compagnie für ihre Waaren angesezt wird, niemals aber den reinen Ertrag; und eben so geht es bei dem Einkauf. Das ist eine von den Wahrheiten, an die man sich immer erinnern muß, weil sie hier überall Statt hat, und die wir hiemit einmal für allemal angemerkt haben wollen, um unnöthige Wiederhohlungen zu ersparen.

Die kostbaren Producte dieser Insel sind im Texte bereits angeführt. Der Zimmet ist unter diesen das kostbarste und für die Compagnie das einträglichste. Sie führen jährlich 7000 Ballen aus, jeden von etlich und 80 Pfund. Davon wird in Europa nicht über 400000 Pfund verbraucht, und in Indien nicht völlig 200000, die fast sämtlich nach Manilla für das Spanische America geliefert werden. Das Pfund kommt der Compagnie nicht völlig auf 6 Stüber zu stehen, und sie verkauft es gegenwärtig für 10ß. Auser dem wird aus dem Zimmet, den sie, als zu grob, ausschiest, und nicht bezahlt, Oel gepreßt. Davon macht man Geschenke an die Asiatischen Mächte, und verkauft bei uns ungefähr 20 Pfund, die Unze zu 25 biß 30 Gulden. — Indessen geräth dieser Handelszweig immer mehr in Verfall. Die Compagnie hat den Preis des Zimmets, wie der übrigen Gewürze, etwas erhöht; dadurch ist auf viele Märkte falscher Zimmet anstatt des ächten gekommen.

Die Zölle und der oben angeführte Gewinn vom Handel, mögen sich auf fünfmal hundert und funfzig oder sechzigtausend Gulden belaufen; aber die Unterhaltungskosten, die der Compagnie angerechnet werden, verschlingen aufs wenigste die ganze Einnahme. Denn man ist hier auch in diesem Puncte so wenig gewissenhaft als anderwärts, und es schleicht sich in solche Rechnungen eine so grobe Untreue ein, als in die Kaufs und Verkaufsrechnungen. Nagapatnam ist übrigens eine befestigte Stadt; die Truppen werden so gar da ganz gut unterhalten; ihr Eifer für den Holländischen Dienst ist aber dennoch nicht größer, als er sonst überall ist. *)

Malabar war sonst ein blosser Siz eines Befehlshabers, gegenwärtig aber ist es ein Gouvernement, das unter dem Namen Cochin bekannt ist, und

*) Die Holländer nahmen **Nagapatnam** den Portugiesen, die verschiedene Pflanzörter auf der Küste von **Coromandel** angelegt hatten, im Jahr 1658 weg. 1690 wurde ein Fort daselbst errichtet, und 1742 wurde die Stadt mit Mauern umgeben.

In der Berechnung der Kosten und der Vortheile bei diesem Gouvernement ist **Raynal** mit dem Verfasser in der Hauptsache einig; doch rechnet er die Zölle nur auf 40000 fl.; und die Unkosten nur auf 400000 fl.; dagegen behauptet er, daß die Fracht der Schiffe den übrigen Gewinn verschlinge. Das reine Einkommen der Compagnie von diesem Gouvernement besteht also bloß in dem Profit, den sie auf die **Leinwand** machen kann, die sie von dort ausführt.

und von diesem hängen die Pläze Coilan, Cranganor, Calicoilan, Porca, Paponette, und Chettna ab. Die Compagnie besaß sonst auch Cannanor, der Gouverneur Senf aber hat sie dieser Last auf eine Art entledigt, die nicht die geringste Ungewißheit über die Rolle übrig läßt, die die Treulosigkeit damals spielte.

Es war in diesem Gouvernement hergebracht, die Schulden der Fürsten, welche den Pfeffer liefern, um ein beträchtliches höher anzusezen, als sie würklich waren; und diese nahmen daher Gelegenheit, ihre Schulden bei der Compagnie immer mehr zu häufen. Auser dieser Wirthschaft, die unausgegesezt alle Jahre, besonders zum Vortheil der Gouverneure, erneuert wurde, sezte man auch in die Bücher der Compagnie einige so offenbar falsche Artikel, daß man sich endlich in Batavia nicht länger dazu still zu schweigen getraute. Der Schaden, der der Gesellschaft durch diese Haushaltung verursacht worden war, belief sich schon auf einige Tonnen Goldes. Nun wurde sogleich ein neuer Befehlshaber ernannt, dem man zween Commissäre beigab, und die Copieen der Handlungsbücher, um sie mit den Originalen zu vergleichen. Der neue Commandeur bekam dabei den Befehl, sich sogleich des alten zu versichern, und ihn nach Batavia zu liefern.

Dahin wurde er würklich gebracht, aber die Compagnie war dadurch nicht gebessert; das Geld, um das sie betrogen worden war, bekam sie nicht wieder, und mit Hülfe einiger tausend Rupien,

wurde der angeklagte Commandeur in Batavia silberrein erfunden. Es ist wahr, um das eine wie das andere zu sagen, daß seine Vorfahren in diesem Posten den größten Gewinn von dieser Dieberei gezogen hatten; aber es war auch seine Pflicht, als ihr Nachfolger ihre Bücher besser zu untersuchen, und zu prüfen, wie weit die verschiedenen da eingetragenen Posten gegründet seien; und da er das nicht gethan hatte, so mußte er immer alleine für den Betrug haften. Eben so war auch die Compagnie selbst, oder vielmehr ihre Directoren in Holland nicht verbunden, sich mit der blosen Absezung des Beklagten zu begnügen; sie konnten ihn, ohne Ungerechtigkeit, zu einer Ersezung des Schadens zwingen, den sie durch seine Nachläßigkeit oder Bosheit erlitten hatten.

Die Handlung dieser Besizung besteht in Blei, Kupfer, Zucker, Quecksilber, Benzoe und Campher, die man dahin schickt, welches der Compagnie höchstens zweimal hunderttausend Gulden reinen Gewinn einträgt; die Zölle betragen funfzigtausend Gulden; alles zusammen also zweihundert und funfzigtausend Gulden. Dagegen aber nehmen die Unterhaltungskosten mehr als zweimalhundert und dreisigtausend Gulden weg. Uebrigens liefert diese Besizung mehr als zwo Millionen Pfund Pfeffer, Cardamum ꝛc. Die Besazung in Cochin ist zwei hundert und funfzig Mann stark: Die Festungswerke sind in so gutem Stande, wie alle in dem Holländischen Indien. *)

Ma-

*) Die Holländer vertrieben die Portugiesen von der Küste von Malabar im Jahr 1663 Van Goens

Malacca ist auch ein Gouvernement, oder vielmehr ein baufälliger Posten, der der Compagnie jährlich zwanzigtausend Gulden mehr kostet, als der Profit ausmacht, den sie von ihren Zeugen, ihrem Opium, und andern kleinen Artikeln, wie auch von ihren Zöllen auf die Einfuhr zieht. Malacca liefert dagegen Zinn, Elephantenzähne, und ein bißchen Gold. Das Castell, welches die Portugiesen da erbaut haben, ist in gutem Stande, und es liegt eine Besazung von 280 biß 300 Mann darinnen. Das Gouvernement ist, wie fast alle die andern, sehr einträglich für die Statthalter. Dennoch ist Herr Schippers, der Gouverneur daselbst gewesen ist, ohne Schäze abgegangen. Das kam aber daher, daß Herr Schippers ein Mann von geprüfter Rechtschaffenheit ist. Er hat Niemanden Lust gemacht, seinem Beispiele zu folgen; und man hat Leute gesehen, die in dem nemlichen Posten, in etwa drei Jahren, im eigentlichen Verstande reich geworden sind. Bedrückungen, Veruntreuungen, heimlicher Handel zum Nachtheil der Compagnie, waren die Mittel, sein Geld in Eile zu vermehren.

Ist es nun noch zu verwundern, daß der Bürger in der äusersten Bedrängung daselbst leben

 mußte,

Goens belagerte und eroberte auf Befehl der Compagnie Cochin, ob er gleich bereits Nachricht von der Aussöhnung seines Vaterlands mit Portugall hatte. Was sie dazu antrieb, war, daß die Portugiesen seit dem Verluste von Ceylon den wilden Malabarischen Zimmet ungefähr auf denselben Fuß verkauften, wie man allezeit den ächten verkauft hatte.

mußte, und daß sogar einige weggegangen sind, um sich derselben zu entziehen? Es wurde so aufs äuserste getrieben, daß ein Gouverneur sich so weit vergaß, einen Bürger eigenhändig zu schlagen, dem er aufsäßig war, besonders wegen eines gewissen Handels, den er trieb, und den der Gouverneur allein treiben wollte. *)

Padang

*) Die Holländer nahmen **Malacca** 1641 den **Portugiesen** weg, nachdem sie zuvor schon ein paar vergebliche Versuche darauf gemacht hatten. Die Art, wie sie bei dieser Eroberung zu Werke giengen, wird von einigen sehr zu ihrem Nachtheil erzählt. Man sagt, sie hätten Mittel gefunden, den Gouverneur von Malacca durch ein Versprechen von 80000 Stück von Achten auf ihre Seite zu bringen; und dieser habe dann bei einem Sturm, den die Holländer wagten, unter dem Vorwande, er wollte sie so weit anrücken lassen, biß er sie von allen Seiten her zusammenschiessen könnte, keinen Befehl gegeben auf sie zu feuern, biß sie das Fort bereits erstiegen hätten. Er sei dann ruhig in seinem Hause geblieben; allein die Holländer seien gerade auf dasselbe zu gezogen, und hätten ihn so gleich niedergehauen, um sich den Lohn, den sie seiner Verrätherei versprochen hatten, zu ersparen.

Raynal tritt der andern Erzählung bei, die von allen diesen Geschichten nichts weiß, sondern versichert, daß sich die Portugiesen erst nach der hartnäckigsten Gegenwehr ergeben haben. Er sezt noch die Anekdote hinzu, daß der Anführer der Sieger den Anführer der Ueberwundenen gefragt habe; **wenn er wiederkommen würde?** und daß ihm dieser sehr ernsthaft geantwortet: „**wenn eure Sünden grösser sein werden,** „**als unsre.**„

Daß

Padang, auf der westlichen Küste von Sumatra ist eine Commanderei, deren Handlung gegenwärtig ganz verfallen ist. Sonst brachte dieses Etablissement der Gesellschaft grossen Vortheil. Sie schickte Zeuge, Amphion, oder Opium, und Salz dahin, und bekam dagegen Gold, Pfeffer, Benzoe und Campher. Es ist ein kleines Castell da, das dem Commandeur und den übrigen, die in Diensten stehn, zur Wohnung dient. Die Besazung mag 100 biß 120 Mann stark sein, aber die Festungswerke sind äuserst verfallen. Die Schuld an dem Verfall der Handlung auf Padang kann man auf die Rechnung zweener oder dreier windigen Köpfe sezen, die man nicht mit Ehren lange ohne Bedienung lassen konnte, weil sie mit Empfehlungsschreiben von Holland versehen waren; und die man also hieher sezte. Deren ungeschicktes Betragen, zusammengenommen mit den Betrügereien und Bedrückungen, die man gegen die Eingebohrnen ausübte, war Ursache, daß diese fast gar keine Zeuge mehr von der Compagnie kaufen wollten, so daß die Magazine derselben, ans Mangel des Verschlusses immer voll bleiben. Die Engländer von Bancaölö tragen auch dazu bei. Dazu haben die Holländischen Befehlshaber selbst Gelegenheit ge-

Daß die Handlung der Compagnie auf Malacca so gering ist, kommt hauptsächlich daher, daß die dasigen Fürsten dem ausschliesenden Tractate nicht nachleben, den sie mit der Compagnie gemacht haben; sondern sich vielmehr mit den Engländern eingelassen haben, die ihnen ihre Bedürfniße wohlfeiler liefern, und ihre Waaren theurer abnehmen.

geben, indem sie sonst selbst die Engländer aufmunterten, nach Padang zu handeln. Es kamen jährlich wenigstens drei Schiffe dieser Nation dahin, die ihre Ladung daselbst liesen, und andere dafür einnahmen. Der Commandeur nahm gemeiniglich diese Ladungen gegen Landesproducte; und dieses Verkehr dauerte so lange auf diesem Fusse fort, biß die Engländer Mittel gefunden hatten, mit den Eingebohrnen gerade zu, ohne Holländische Vermittlung, zu handeln. Das hat die lezten Befehlshaber um den geheimen Gewinn gebracht, den ihre Vorfahren von diesem Schleichhandel gezogen hatten, bei dem sie sich alle bereicherten. Indessen ist es sicher, daß die Compagnie den meisten Schaden davon hat, und es ist, nach dem was ich gesagt habe, leicht zu begreifen, daß das nicht anderst möglich ist, besonders wenn man erwägt, daß den Befehlshabern kein anderer Gewinn mehr übrig bleibt, als den sie, in der Stille, aus dem Kauf und Verkauf der wenigen Waaren, die noch gang und gäbe sind, und aus der falschen Angabe der Kosten ziehen, die man der Compagnie aufrechnet.

Noch eine andere Ursache, die nicht weniger beigetragen hat als die übrigen, die Holländer den Einwohnern verhaßt und diese abgeneigt zu machen, mit ihnen zu handeln, ist die, daß sich die Bediente der Compagnie falscher Wage bedienen, wenn sie Gold einnehmen. *)

Palem-

*) Man findet in der Gegend von **Padang** Goldsand; und besonders gegen die Mitte des Eilandes **Sumatra** giebt es eine Menge Gebürge, die

Palembang, das an der Strasse von Banca liegt, ist der Aufenthalt eines Residenten. Die Compagnie unterhält daselbst, in einem elenden kleinen Fort, 60 biß 70 Mann. Der Aufwand auf diese Besizung beläuft sich auf vierzigtausend Gulden. Es befinden sich da zwo oder drei schlecht besezte und schlecht ausgerüstete Chaluppen, die indessen weniger zum Gebrauch der Compagnie, als des Herrn Residenten da sind. Man zieht aus diesem Etablissement Zinn, Pfeffer und Gold, wofür die Compagnie baares Geld geben muß. Ich glaube nicht, daß es einen reichern Fürsten gebe, als den von Palembang, weil er alles Silber, das er für sein Zinn und Blei bekömmt, nebst dem Golde, das er aus seinen Flüssen zieht, aufhäuft und aufschüttet. Die Engländer bekommen auch Zinn und Blei von hier, so wohl durch den Schleichhandel, als durch den Residenten selbst, der ihnen welches verkauft. Sie kommen deßwegen alle Jahre in die Strasse von Banca, und von da aus verführen sie ihre Ladungen nach China und anderwärts hin. In Batavia ist man von diesem Schleichhandel wohl unter-

die mit Gold angefüllet sind. Die Compagnie besizt eigene Bergwerke zu Sillida. Sie findet es aber nicht so vortheilhaft, sie bearbeiten zu lassen, als Goldsand von den Einwohnern einzutauschen, die ihn mit wenig Mühe in den Bächen, die von den Bergen herabfallen, auffangen. Man findet auch bißweilen grössere Stücke Goldes in einer fetten, schwarzen und weichen Erde, es ist aber nicht so rein.

unterrichtet, aber der Oberstatthalter hat seinen Theil davon, und so läßt ers gehen. *)

Borneo; in dieser großen Insel besizt die Compagnie nichts als ein kleines umpfählten Fort, Namens Banjermassing. Sie hält da einen Residenten, und ein Detachement von dreisig biß vierzig Mann. Sie sendet Reis, Amphion, Salz und Zeuge dahin; dafür zieht sie Pfeffer und etwas Diamanten. Aber der Gewinn von diesem Handel wiegt bei weitem die Ausgaben für die Unterhaltung nicht auf, wiewohl sie nicht mehr als sechzehn tausend Gulden betragen. Die Profitchen für den Residenten fließen ihm auf die nemliche Art zu, die wir schon beschrieben haben, und auch er schneidet sich Geld. — **)

Was

*) Nach dem Ton, in dem unser Verfasser von Palembang spricht, sollte man es für eine wo nicht schädliche, doch wenigstens sehr unwichtige Besizung halten; und doch liefern die Einwohner, nach **Raynal**, der Compagnie iährlich 2 Millionen Pfund Pfeffer, den Centner zu 10 1/2 fl. Da nun die Compagnie überhaupts alle Jahre 8 1/2 Millionen Pfund Pfeffer absezt, 5 in Europa und 3 1/2 in Indien: so sieht man leicht, daß diese Residenz für sie von grosser Wichtigkeit ist.

Der Centner Pfeffer kommt der Compagnie im Durchschnitt, nach Abrechnung aller Unkosten, auf 18 fl. und sie verkauft ihn uns für 50, und den Asiaten für 24 biß 36 fl.

Die Kosten von Palembang schlägt **Raynal** nur auf 30000 fl. an.

) **Borneo ist die grösseste Insel in Indien. Ihre Einwohner sind ein rohes, grausames Volk. Es haben

Was wir bißher durchgegangen haben, ist alles, was die Holländer in Indien würklich besizen. Denn in

haben sich die Europäer nie darauf erhalten können. Portugiesen und Engländer, die daselbst Factoreien errichtet hatten, sind genöthigt worden, sie zu verlassen, und viele ihrer Factoren haben das Leben dabei verlohren. Selbst die Holländer hatten ihr dasiges Comtoir im Jahre 1623 aufgehoben und nur schwachen Handel mit dieser Insel getrieben; biß sie 1748 den Fürsten von **Banjar Maßin** (Banjermaßing) durch ein kleines Geschwader dahin brachten, den Pfefferhandel ausschliessend mit ihnen zu treiben; die Chineser ausgenommen, denen er 500000 Pfund liefern zu dürfen sich vorbehalten hat. Der Compagnie liefert er 600000, den Centner zu 15 fl. 10 Stüber.

So wenig diese Residenz der Compagnie nüzt: so viel würde sie ihr nüzen, wenn die Einwohner so zahm wären als sie es in ihren andern Besizungen sind. Denn das Land ist sehr reich, es treibt einen ansehnlichen Handel mit Chinesern, und es giebt besonders viel Gold und Diamanten darinnen. In der **allgemeinen Historie der Reisen** (XVIII B.) sind mehrere Exempel von Englischen und Holländischen Buchhaltern aufgezeichnet, die sich große Schäze von Diamanten gesammelt haben. So bat im Jahr 1607 ein gewisser Holländer, **Hanns Roef** um seine Zurückberufung, weil er Nachstellungen nach seinem Leben von den Eingebohrnen fürchtete, die inne worden waren, daß er eine grosse Menge Diamanten gesammelt hatte.

Es verdienet auch angemerkt zu werden, daß Gewürznägelein und Muscatnüsse daselbst wachsen; aber, nach den Versicherungen der Holländer nicht in hinlänglicher Menge, um einen Gegenstand der Handlung abgeben zu können.

in Bengalen, in Surate, in China, und in Japan sind sie nichts als blosse Factors.

Das ist in der That die eigentliche Benennung, die ihnen in Bengalen zukömmt, wenn man die Contributionen in Betrachtung zieht, die sie da so oft zahlen müssen, wiewohl sie ein Fort, Namens Hugly daselbst haben. Die Compagnie macht auch eine traurige Figur hier; und wird so bald nicht aufhören sie zu machen, wenn sie nicht bald dazu thut, andere Vorkehrungen zu treffen, die wegen der übermäsigen Menge der Bedienungen und wegen der Treulosigkeit in dem Betragen ihrer Officiere, keinen Aufschub leiden. Ueber dieses Etablissement ist ein Director, mit einer sehr kleinen Anzahl Soldaten gesezt. Zeuge von verschiedener Art, Seidenstoffe, Amphion, Salpeter, sind die Handelswaaren, die man hauptsächlich aus Bengalen zieht; und dabei bekommen die Holländer in der That nichts, als was die Engländer nicht mögen; ia diese dürften es nur wollen, so müßten es die Holländer sogleich ganz verlassen. *)

So

*) Die Holländer haben sich im Jahre 1603 in Bengalen zu Balassor niedergelassen. Sie wählten diesen Plaz, weil sie den Portugiesen nicht zu nahe kommen wollten, die sich in Chatigan an der Gränze von Aracan gesezt hatten. Weil sie aber fanden, daß es ihr Vortheil fordere, den Märkten, von denen sie ihre Waaren zogen, näher zu sein, so giengen sie den Arm des Ganges hinauf, an dem Balassor liegt. Sie erhielten die Erlaubniß bei Hugly ein Fort anzulegen. Aber die Wohnungen, die es umgeben, hängen nicht von ihnen, sondern von der Landesregierung ab.

An-

So ist auch in Surate ein Director, wo die Holländer Magazine und Häuser haben. Gegenwärtig aber herrscht daselbst die größte Unordnung. Die Bedienten der Compagnie zeichnen sich da durch die Uneinigkeit aus, die unter ihnen herrscht, durch ihre Untreue, und durch ihr unüberlegtes Betragen. Sie haben die Unverschämtheit so weit getrieben, daß sie ihren Obern berichteten, man fordere von ihnen, für die Erlaubniß, eine Treppe an das Holländische Haus bauen zu dürfen, funfzigtausend Rupien; und das ganze Geheimniß war, daß der Herr Director Lust hatte, diese Summe selbst einzusäckeln. Einige Zeuge, Capok und Catjow sind die Hauptartikel, die die Compagnie für Zucker, Kupfer ꝛc. das sie dahin schickt, bekömmt. Es ist Zeit, mit Ernst an eine schleunige und nüzliche Reforme in diesem Etablissement zu denken. *)

Ja-

Anfangs haben sie den Salpeterhandel an sich gezogen, und verkauften denselben an die andern Europäer, so theuer als es ihnen gut dünkte. Aber im J. 1734 drohte man ihnen, sie zu überbieten, und sie willigten durch einen Vergleich mit den Engländern und Franzosen ein, iedem ein Drittheil vom Profit zu liefern. Seitdem aber haben ihnen die Eingebohrnen, vielleicht auf Anstiften der Engländer, diesen Pacht ganz entrissen. (Raynal im *III.* B.)

*) Surate, wo sich die Holländer im Jahr 1616 niedergelassen haben, ist eine vorzüglich grosse, prächtige und reiche Stadt. De la Haie, ein französischer Admiral, der 1671 dahin kam, versichert, daß man damals wohl dreisig Indianische

Japan, wohin die Holländer unter allen Christen allein handeln, gewährt der Gesellschaft iezt auch nur sehr mäßige Vortheile. Zwei Schiffe werden iährlich zu dieser Handlung gebraucht; die hauptsächlich Zucker, Manufactur- und Gewürzwaaren hineinführen, und 9000 Kisten Kupfer, iede zu 120 Pfund, und 25 biß 30000 Pfund Campher zurückbringen. Nach Abzug aller Kosten gewinnt die Gesellschaft keine zehntausend Gulden an den Waaren, die sie hineinschickt. Ueber das wird den Holländern daselbst von Jahr zu Jahr mit immer mehr beleidigender Verachtung begegnet, und man giebt sich nicht einmal die Mühe sie zu verbergen. Die Schuld davon liegt, wie man sagt, an den treulosen und unwissenden Befehlshabern, die man dahin geschickt hat, besonders aber an der Raubgier eines von ihnen. Indessen muß es doch hier, wie überall, Gelegenheit geben, in der Stille einträgliche Griffe zu machen, weil einer dieser

Be-

nische Kaufleute daselbst gezählt habe, deren ieder 200000 Thlr., und mehr als zehen, deren ieder 2 biß 3 Millionen besessen habe.

Die Verfasser der allg. **Welthistorie** merken an, daß die Holländer von den Ministern des grossen Mogols mit scheelern Augen angesehen werden, als die andern Europäer; und daß daher auch ihre Factorei sehr baufällig sei, indem sie nicht einmal die Erlaubniß sie zu verbeßern erhalten können. Hierdurch wird die Anecdote von der Treppe, die unser Verf. erzählt, etwas begreiflicher. Als die drei Haupartikel, die die Holländer einführen, sezen diese Verfasser, Specerei, Zucker und Elephantenzähne an, von denen ihnen der lezte das meiste eintragen soll.

Befehlshaber in drei Reisen, die er nach Japan gemacht hat, ein Vermögen aufhäufte, das er durch erlaubte Mittel nicht hätte erwerben können, und so was läßt sich, bei dem allen, so leicht nicht erweisen, denn die Subalternen beobachten das tiefste Stillschweigen über die Schleichwege ihrer Befehlshaber, und kennen sie vielleicht nicht einmal. Freilich kömmt bißweilen etwas davon aus, aber man kann ia auf Nachrichten nicht fussen, die ein blosses Hörensagen zum Gewährsmann haben; denn man müßte, wie versichert wird, selbst Mitglied des da residirenden Rathes gewesen sein, um von diesen Sachen gehörig unterrichtet zu sein. Ein Umstand ist dennoch bekannt genug, daß nehmlich die Holländer, so lang sie in Japan sind, auf eine Insel wie verbannt sind, und nur sehr kleinfügige Vortheile da geniessen. Man glaube auch ia nicht, daß man daselbst die andern Nationen zu entfernen suche; nichts weniger als das. *)

 Nach

*) Die ersten Europäer, welche in Japan Handel getrieben haben, sind unstreitig die Portugiesen. Weniger gewiß ist, wer die ersten von dieser Nation gewesen, die den Weg dahin gefunden haben, und wenn sie zuerst dahin gekommen seien; doch ist diese Entdeckung mit Zuverläßigkeit in die Mitte des 16ten Jahrhunderts zu sezen. Sie erhielten ohne Schwierigkeit die Erlaubniß, Handel daselbst zu treiben, und gewannen unendliche Summen dabei. Kämpfer versichert, daß sie lange Zeit iährlich über 300 Tonnen Goldes aus dem Lande weggeführt haben.

Auser der Ausbreitung ihres Handels waren sie auch für die Ausbreitung des Christenthums besorgt.

Nach China gehen gerade von Holland aus vier Schiffe. Der Haupthandel daselbst wird mit Zinn,

sorgt. Es gelang den Jesuiten, die sie dahin gebracht hatten, auserordentlich damit. Sie machten sich bereits Hofnung, das ganze Reich zum Christlichen Glauben zu bekehren, als sie auf einmal die schrecklichste Veränderung erfahren mußten.

Die Portugiesen waren durch das Glück, das sie in Japan hatten, übermüthig geworden; und hatten durch ihren Stolz und Geiz nach und nach die Gunst des Volkes und des Kaisers verlohren. Auch die Geistlichen hatten sich durch ihren Uebermuth sehr verhaßt, vielleicht auch durch zu grosse Geschäftigkeit in politischen Sachen bei der Regierung verdächtig gemacht. Die Japanischen Bonzen mochten das ihrige auch beitragen, diesen Widerwillen gegen die Christlichen Geistlichen zu unterhalten und zu verstärken. Dadurch wurde denn die vormalige Achtung und Zuneigung für sie in einen solchen Abscheu verwandelt, daß im Jahr 1622 die grausamste Verfolgung über sie ergieng, und das Christenthum in Japan gänzlich ausgerottet wurde. Es war natürlich, daß unter diesen Umständen die Portugiesen überhaupts sehr viel leiden mußten. Sie wurden im Jahr 1635 auf die Insel Desima eingeschränkt, die man zu dem Ende in dem Hafen zu Nangasaki erst durch Menschenhände angelegt hatte. Eine Zusammenverschwörung, die bald darauf wider den Kaiser entstund, sezte sie einem neuen Verdacht aus; und da die Holländer dem Kaiser ein Schreiben überschickten, welches sie auf einem den Portugiesen abgenommenen Schiffe gefunden hatten, und wodurch der Antheil derselben an der Zusammenverschwörung bestätigt wurde: so

Zinn, gemünztem Silber, und Gewürzwaaren getrieben, und Jedermann weiß, daß dafür The,

so wurden sie für Feinde des Reichs erklärt, und ihnen auferlegt, das Königreich zu verlassen, und bei Lebensstraffe untersagt, iemals wieder dahin zu kommen. Dieser Befehl wurde im Jahre 1639 mit solcher Strenge vollzogen, daß, als sie das Jahr darauf zween Gesandte mit 73 Personen nach Japan schickten, diese alle biß auf 12 hingerichtet wurden. Die Portugiesen beschuldigen, wie leicht zu vermuthen, die Holländer, diesen unglücklichen Brief zu ihrem Verderben geschmiedet zu haben. Dagegen wird erzählt, ein Japanisches Schiff habe Briefe gleichen Inhalts von ihnen aufgefangen. Die ganze Sache läßt sich heut zu Tage nicht mehr mit Gewißheit entscheiden.

Die Holländer konnten allerdings hoffen, aus dieser Begebenheit grosse Vortheile zu ziehen; trugen auch kein Bedenken, auf Ansuchen des Kaisers, die Portugiesen mit gewaffneter Hand vertreiben zu helfen.

Sie waren im Jahr 1609 dahin gekommen, und sehr gütig aufgenommen worden. Je mehr die Portugiesen sich verhaßt machten, desto mehr gewannen die Holländer dabei. Allein der Uebermuth eines ihrer Officiere hätte ihnen im J. 1630 beinahe den Untergang zugezogen. Peter Nuyts, ein sehr hochmüthiger Mann wurde 1628, von dem Generalgouverneur und Staatsrath in Batavia als Gesandter nach Japan geschickt, hatte aber die Eitelkeit, sich daselbst für einen unmittelbaren Gesandten des Königs von Holland auszugeben. Die Falschheit dieses Vorgebens wurde entdeckt; Nuyts wurde auf die beschimpfendeste Art gestraft, und

Seidenstoffe und Porcellan zurückgebracht wird. Die geheimen Profitchen, die man sich da macht, kommen

nach Batavia zurückgeschickt. Hier begieng man die Unvorsichtigkeit, ihn zum Gouverneur von Formosa zu machen, das gerade unter allen Pläzen der Compagnie Japan am nächsten liegt. Hier ergriff er die erste Gelegenheit, die sich ihm darbot, sich an den Japanesern zu rächen. Es liefen 1629 zwei grosse Japanische Schiffe, die mehr als 500 Mann am Bord hatten, in dem dasigen Hafen ein. Nuyts begegnete ihnen so, wie Japanischen Schiffen noch nie begegnet worden war; er lies sie entwaffnen und abtakeln, wie man es in Japan mit den Holländischen Schiffen machte. Ueber das hielt er sie ein ganzes Jahr daselbst auf. Dieses brachte sie zu einem verzweifelten Entschluß, den sie mit einer Entschlossenheit, die ihrer Nation eigen ist, ausführten. Sie nahmen den Gouverneur und seinen Sohn in seinem eigenen Hause gefangen, und hieben alles nieder, was sie darinnen antrafen.

Die Holländer hätten sie ohne Mühe überwältigen und niedermachen können; aber theils mußten sie ihren gefangenen Gouverneur schonen, theils die Rache des Kaisers von Japan fürchten; und so wurden sie von dieser Handvoll Japaneser genöthigt, ihnen allen Schaden zu ersezen, ihnen fünf der vornehmsten Holländer auf der Insel zu Geiseln zu geben, und zur Sicherheit, daß sie nicht verfolgt werden könnten, die Ruder und Segel von allen im Hafen liegenden Schiffen den Abend vor ihrer Abreise ans Land zu bringen.

So bald die Nachricht von dieser Begebenheit nach Japan kam, wurde allen Holländern daselbst Arrest gegeben, und auf alle ihre Waaren Beschlag gelegt. Um dem abzuhelfen, schickte der Staats-

kommen von dem baaren Gelde, das man aus der Casse der Compagnie nimmt, und unter den Chinesern

 für

Staatsrath von Indien im Jahr 1634 den Peter von Nuyts nach Japan, und übergab ihn dem Kaiser auf Discretion. Dadurch besänftigten sie ihn wieder, und selbst Nuytsen wurde keine weitere Straffe als eine leichte Gefangenschaft zuerkannt, und auch von dieser kam er nach zwei Jahren wieder los.

Von dieser Zeit an erhielten sie sich ruhig und glücklich in Japan, und blieben nach der Vertreibung der Portugiesen die einzige Europäische Nation, die in Japan geduldet wurde, wie sie das auch noch heutiges Tages sind. Man beschuldigt sie, daß sie von der Zeit an, der Frage, ob sie Christen wären? durch die Antwort ausgewichen seien: „wir sind Holländer.„ Es läßt sich aber diese Beschuldigung nicht erweisen; wiewohl das gewiß ist, daß sie alle Zeichen des Christenthums vermeiden, die die Japaneser auf den Argwohn bringen könnten, daß sie Römisch katholische Christen seien.

Wenn sie sich übrigens schmeichelten, nach der Entfernung der Portugiesen grössere Freiheit zu bekommen: so betrogen sie sich sehr. Das Mißtrauen der Nation und des Hofs gegen diese, erstreckte sich auch auf sie. Sie mußten etwa 20 Jahre darauf ihr Waarenlager und Kaufhaus, das sie auf Firando gebaut hatten, niederreisen, und wurden in eben die Insel Desima eingeschlossen, die für die Portugiesen erbaut worden war.

Von dieser Zeit an sind sie immer genauer eingeschränkt worden. Desima ist in der That nichts als ein Gefängniß, in das sie eingesperrt sind; sie dürfen nicht einmal über die Brücke gehn, die diese Insel mit der Stadt Nangasaki verbindet.

für zwanzig pro Cent anlegt, wiewohl man allemal versichert, daß dieses Geld bloß Privatpersonen

bindet. Alle Japanische Aufseher und Beamte müssen schwören, ehe sie zu ihnen gelassen werden, daß sie keine Art von Neigung und Vertraulichkeit gegen sie zeigen wollen. Diesen Schatten von Freiheit haben sie zwar, daß ihr Oberkaufmann, so bald ihre Schiffe abgesegelt sind, mit zwo oder drei Personen zu dem Kaiser reist, und ihm die jährlichen Geschenke der Compagnie übergiebt: allein auser den Kosten, die diese Erlaubniß verursacht, wird er und sein Gefolge auf dieser Reise wie Gefangene behandelt: sie dürfen mit keinem Menschen sprechen, nicht einmal mit dem Gesind im Gasthofe, wenn sie nicht ausdrücklich Erlaubniß dazu bekommen. Und bei Hofe würde ein Japaneser der allgemeinen Verachtung sich aussezen, wenn er die geringste Achtung gegen sie zeigte. Lang erlaubte man ihnen nicht einmal ihre Toden zu begraben, sondern warf sie ohne Umstände in die See.

Die Ursachen einer so ungeheuern **Verachtung** werden sehr verschiedentlich angegeben. Die Hauptursache ist wohl die, daß sich die Holländer durch ihr feindseeliges Betragen gegen die Portugiesen, und durch den niedrigen Eigennuz, den sie, so wie bei dieser also unfehlbar auch bei andern Gelegenheiten zeigten, bei der edlen Japanischen Nation heruntergesezt haben. Deßwegen wurden sie so bald nach Vertreibung der Portugiesen mißhandelt. Und so wie ihre Gedult zunahm, auch die größten Beleidigungen ohne Widersezung zu ertragen, um nur den Handel nicht zu verliehren: so nahm dann auch natürlicher Weise die Verachtung zu, die man für sie hegte, und

nen gehöre, von denen man es selbst entlehne, und daß die Casse der Gesellschaft nie Antheil daran

K 4 habe.

und wird wahrscheinlicher Weise immer mehr zunehmen.

Daß man ihnen aber nicht nur verächtlich, sondern auch mißtrauisch begegnet, und ihnen so wenig Freiheit lässet, als möglich ist, davon möchte wohl der Grund in dem Argwohn liegen, daß sie unter dem Schein der knechtischesten Demuth, doch mit Anschlägen umgehen dürften, die dem Reiche nachtheilig werden könnten. Dieser Argwohn mag durch folgende Begebenheit erzeugt, wenigstens verstärkt worden sein.

Der bekannte Carron war Oberste oder Oberkaufmann der Holländer in Japan, und hatte Mittel gefunden, sich bei dem Kaiser beliebt zu machen. Er suchte und erhielt von ihm die Erlaubniß in Firando ein Handelshaus zu bauen; allein aus diesem Haus ward unvermerkt ein Fort. Die Japaneser, die nichts von Festungswerken verstehen, wurden darüber nicht mißtrauisch. Als sie aber in der Folge Canonen entdeckten, die Carron in Küsten, unter Zeugen und Gewürzen, heimlich hatte bringen lassen, wurden sie desto aufgebrachter. Der Kaiser zog ihn sogleich zur Rechenschaft; und da er sich nicht verantworten konnte, lies er ihm Haar vor Haar den Bart ausraufen, ein Narrenkleid anziehen, in dieser Gestalt durch alle Strassen schleppen, und endlich aus dem Reiche iagen. Da er nach Batavia zurückkam, zeigte man mehr Unzufriedenheit als Dank mit seinem Verfahren, und mehr Spott als Mitleiden mit seinem Unglück, und das bewog ihn, in französische Dienste zu gehen, wo er der Compagnie so gefährlich wurde.

Das

habe. In der That muß man auch gestehn, daß, wenn Bankerute gemacht werden, wie sichs von Zeit zu Zeit zuträgt, die Compagnie nicht darunter leidet, denn man richtet es so ein, daß in einem oder zwey Jahren, nachdem der Bankerut groß oder klein war, der Schade wieder ersezt ist. Aber diese Ersezungen werden eben auch wieder durch große Wucherzinse bewerkstelligt, die man abermals von dem Gelde zieht, das man aus der Casse der Compagnie auslehnt. Es ist also leicht einzusehen, daß wenn einmal die Bankerute der Chineser so stark werden sollten, daß die Bedienten der Gesellschaft sich nicht mehr mit dem gewagten Verleihen der Gelder der Compagnie helfen und entschuldigen

Das ist die wahrscheinlichste und glaubwürdigste Erzählung der Begebenheit, die die Verweisung der Holländer auf Desima, und ihre gegenwärtige Einschränkung nach sich gezogen hat.

Was unser Verfasser von dem Zustande der Holländischen Handlung in Japan sagt, stimmt mit Raynals Nachrichten in der Hauptsache überein; nur daß dieser statt der 9000 ausgeführten Kisten Kupfer 11000 angiebt.

Wenn man übrigens, wie der Verfasser sagt, in Japan auch nicht darauf denkt, die andern Nationen zu entfernen: so schränkt man sie doch wenigstens so sehr ein, als die Holländer. Eigentlich kommt keine andere Nation dahin als die Chineser; und diesen ist vorgeschrieben, wie viel sie verkaufen dürfen, wie den Holländern, nur daß ihnen eine grössere Summe vergönnt ist; und sie sind in einem Garten vor der Stadt Nangasaki so eng eingeschlossen, als die Holländer auf der Insel Desima.

digen könnten, daß sie alsdann genöthigt seyn würden, sich selbst für insolvent zu erklären; und wer würde in diesem Falle unter der Insolvenz leiden? Niemand als die Compagnie. Und es läßt sich wahrhaftig auf solche blinde Griffe das Sprichwort vortreflich anwenden: Der Krug geht so lang zum Wasser, biß er bricht. *)

*) Auch nach China sind die Portugiesen unter den Europäischen Nationen zuerst gekommen. Thomas Perez wurde im J. 1518, als Portugiesischer Gesandte von Lissabon aus dahin geschickt. Der Ruhm seiner Nation war schon vor ihm dahin gekommen; und das kluge und gemäsigte Betragen des Anführers der Flotte bestättigte ihn. Perez wurde also sehr gut aufgenommen. Aber indem er sich noch da aufhielt, kam ein neues Portugiesisches Geschwader an, dessen Anführer alle Arten von Ausschweifungen und Gewaltthätigkeiten begieng. Das brachte die Chineser so auf, daß sie die Portugiesen so gleich fortiagten, und ihren Gesandten ins Gefängniß warfen, wo er starb. In der Folge der Zeit fanden sie doch Mittel, sie wieder zu versöhnen; und der glückliche Zufall, daß die Chineser gegen einen Seeräuber Hülfe bei ihnen suchen mußten, die sie ihnen willig und nachdrücklich leisteten, verschaffte ihnen einen festen Aufenthalt auf der kleinen Insel Macao, die ihnen der Kaiser zur Dankbarkeit einräumte, und die sie noch innen haben.

Die Holländische Compagnie hatte kaum einige Jahre Indien beschifft, als sie mit Ernste darauf bedacht war, an der Handlung mit China Antheil zu bekommen, es wollte ihr aber nicht ganz damit glücken. Den ersten Versuch machte im J. 1607 einer ihrer allervorzüglichsten,

Das ist in der Kürze die Schilderung unsrer Besizungen in Indien. Ich habe von den Officieren, welche die Compagnie da unterhält, genug gesagt,

sten, tapfersten und geschicktesten Officiere, der Admiral Cornelius Matelief. Wahrscheinlicher Weise wäre ihm sein Versuch nicht fehlgeschlagen, wenn ihn nicht die Obermacht der Portugiesen endlich zu weichen gezwungen hätte, so schwer es ihm auch fiel. Man machte neue Versuche; man belagerte Macao; alles war vergebens. Man legte eine Colonie auf den öden Fischerinseln an; aber es war keine Handelsfreiheit zu erhalten. Endlich wurden sie 1624 in Formosa aufgenommen, das damals China noch nicht unterworfen war. Sie befestigten sich da, und richteten sich vortreflich ein. Die grosse Revolution in China, da die Mantschehu Tataren, unter dem Vorwande, dem Prinzen Usangguéh gegen den Mörder seines Vaters, des lezten Chinesischen Kaisers aus der Dynastie der Ming, zu Hülfe zu kommen, des Chinesischen Reiches im Jahr 1644 sich bemächtigten, — Diese Revolution machte Formosa zur blühendesten Colonie. Mehr als 100000 Chineser flüchteten dahin. Sie brachten ihre ihnen natürliche Industrie, den Reis und Zuckerbau mit sich, und zogen unzähliche Schiffe ihrer Nation dahin.

Indem die Holländer die größten Hofnungen von diesem Etablissement haben mußten, zerstörte sie eine unglückliche Begebenheit auf einmal. Die Holländer leisteten der neuen Regierung gegen einen gewissen Chinchinlong, oder wie ihn die Europäer nannten, Equam Beistand; der aus Haß gegen die Tataren eine Flotte ausgerüstet hatte, mit der er ihnen grossen Schaden that. Er unterlag seinen Feinden; aber sein

Sohn

gesagt, um einen richtigen Begriff von ihrem Betragen und von ihren Talenten zu geben. Weitläufiger davon zu reden, wäre eine Arbeit von meh-

Sohn Coxinga erbte seinen Haß gegen die Tataren und seine grossen Eigenschaften. Er beschlos, sich der Insel Formosa zu bemächtigen, um von da aus den Chinesern wehe thun zu können, vielleicht nebenher auch, seinen Vater an den Holländern zu rächen. Friedrich Cojet war damals Gouverneur in Formosa; er machte alle Anstalten zu seiner Vertheidigung, berichtete die Gefahr, die ihm drohte, nach Batavia, und bat um Hülfe. Allein der vorige Gouverneur machte, der Himmel weis aus welcher niedrigen Leidenschaft, ganz falsche Vorstellungen von der Festigkeit und Sicherheit dieses Postens, und diese bestätigte ein elender Commodore, den man zur Einsicht der Sache dahin geschickt hatte. Beede schwärzten den braven Cojet beim Staatsrathe von Indien an; und so bekam dieser, statt Hülfe, nichts als Verweise.

Indessen griff Coxinga im J. 1661 mit einer Flotte von 600 Segeln, unter denen zwar meistens unbedeutende Fregatten, aber doch auch 100 Kriegsschiffe von 40 und mehr Kanonen waren, Formosa an. Nun erwachte man endlich in Batavia, und schickte ein Geschwader von neun Kriegsschiffen der Insel zu Hülfe. Allein diese konnten nichts ausrichten. Zwei Schiffe giengen bei dem Angriffe verlohren, und die andern giengen unverrichteter Sache nach Hause.

Der Gouverneur that alles, was ein braver Mann thun kann. Es fehlte wenig, so hätte er die Feinde bewogen, die Belagerung aufzuheben; aber die Menge, und in der That auch die Tapferkeit der Feinde überwältigte ihn: er ward genöthigt

mehrern Bänden, so weitläufig ist das Feld. Nach denen, die ich geschildert habe, kann man schlüssen, daß die meisten andern eben auch ohne Ehre, ohne Treue,

thigt sich zu ergeben, indem ein neues Geschwader von Batavia ihm zu Hülfe herbei kam. Er erhielt freien Abzug, und gieng nach Batavia zurück, wo er — sogleich in Arrest gebracht, und ehrlos gemacht wurde — weil es doch billiger war, daß ein einziger Mann litte, als daß der hohe Staatsrath von Indien seinen groben Fehler gestünde.

Nun machte man Versuche, Formosa wieder zu erobern; allein sie blieben fruchtlos; die Insel kam 1683 an China, und die Holländer haben keinen Fuß weiter darauf gesezt.

Während dieser Folge von Begebenheiten aber waren sie am Chinesischen Hofe nicht müßig gewesen. Sie hatten im Jahre 1655 eine Gesandschaft an den Tatarischen Kaiser geschickt, und ihn um die Erlaubniß, sich im Reiche niederzulassen, und freien Handel zu treiben, ersucht. Sie konnten damals um so eher hoffen, die Gewährung dieser Bitte zu erhalten, da die Dienste, die sie kurz zuvor der Regierung wider Chinchinlong geleistet hatten, stark für sie sprachen. Allein die Portugiesen hintertrieben alles. Der Jesuite, Adam Schaal aus Cöln, der so viel beim Kaiser galt, daß er ihn zum Mandarin vom ersten Rang, und zum Oberhaupt aller Philosophen und Mathematiker im Reiche gemacht hatte, nahm ihn völlig wider sie ein, und schilderte sie ihm als gefährliche Seeräuber, die blos durch Verrätherei und Grausamkeit ein grosses Reich in Indien errichtet hätten. Die Gesandten mußten also mit einem Abschlag abziehen, nachdem sie sich anderthalb Jahre aufgehalten, und einen

Treue, ohne Liebe für ihre Herren sind. Jeder denkt bloß darauf, sich auf Kosten der Gesellschaft zu bereichern, und nur ihren Dienern, nur sich selbst,

einen Aufwand von 100000 fl. ohne den geringsten Nuzen gemacht hatten.

Endlich gelang es ihnen doch, sich den Eingang in die Chinesischen Häfen zu öffnen; aber sie versperrten sich ihn selbst bald wieder, gerade auf die nehmliche Art, wie in Japan. Sie wollten bei Houaungpon unvermerkt ein Fort errichten, um über den Tigerstrom, und über die Europäer, und die Handlung in Canton überhaupts, die Obermacht zu bekommen. Allein man merkte ihr Vorhaben, und iagte sie aus dem Reiche, dem sie sich biß 1730 nicht mehr zu nähern getrauten. Von dieser Zeit an handeln sie wieder dahin auf die Art, die unser Verfasser beschreibt.

Sie sind da, so wie alle dahin handelnden Europäer, freilich weniger als in Japan, aber doch unleidlich eingeschränkt. Die Europäischen Schiffe dürfen nicht mehr, wie ehemals, nach Canton gehen, sondern müssen vier Meilen davon zu Houaungpon liegen bleiben. Die Europäer selbst dürfen zwar noch nach Canton kommen; sind aber seit 1760 in eine Vorstadt verwiesen, wo sie sich alle in 13 sehr langen Häusern aufhalten müssen, die bei einander in einer Linie stehen, und von 13 reichen Handelsleuten, den einzigen mit denen sie handeln dürfen, bewohnt werden. Die Portugiesen wohnen zwar noch in Macao, aber ihre Colonie ist daselbst in sehr elenden Umständen.

Ueberhaupts sieht man, daß die Holländische Compagnie diesen Handel sehr nachläßig treibt, ungeachtet er so einträglich ist, daß die französische Com-

selbst wird die Compagnie einmal die Abnahme ihres Credits und ihrer Macht, den Verfall worinn sie sich iezt befindet, und endlich ihren gänzlichen Umsturz

Compagnie beständig 122 Procent dabei zu gewinnen versichert. Raynal hat sie daher im Verdachte, daß sie daran arbeiten, den Chinesischen Handel den Europäern gänzlich zu versperren. China scheint, wie er sagt, selbst dazu geneigt zu sein. Die Verachtung und der Abscheu gegen die Ausländer, die seit der Tatarischen Usurpation abgenommen hatte, wird wieder so groß, als er ehemals gewesen war. — Sollte es also den Holländern gelingen, daß kein Europäer mehr nach China kommen dürfte: so müßten die Chineser ihre Waaren selbst ausführen. Ihr Seewesen ist zu unvollkommen, um weite Seereisen zu machen. Sie würden sie also entweder in Java, oder auf den Philippinen absezen müssen. Die Concurrenz der Spanier ist wenig zu fürchten; also würde der ganze Chinesische Handel den Holländern in die Hände fallen, und wir würden genöthiget sein, alle Chinesische Waaren ihnen um den Preis abzunehmen, in dem es ihnen gefiele, sie uns zu lassen.

* * *

Der Verfasser übergeht einige Factoreien und Residenzen, wo die Holländer einen unwichtigen Handel treiben, mit Stillschweigen, z. E. in Bandar-Abassy, an der Küste von Persien; in Siam, wo die Kosten den Gewinn übersteigen, und das Sapanholz das einzige ist, was sie daselbst zurückhält.

Mocha an der Küste von Arabien und das Vorgebürg der guten Hoffnung übergeht der Verfasser gleichfalls; vermuthlich weil er sie nicht zum

sturz, wenn es ie so weit kommen sollte, zuschreiben können. Ich sage, sie würde ihn sich selbst zuschreiben können, weil sie Indien nicht bei Zeiten von einer

zum eigentlichen Ostindien rechnet. Da aber beede Pläze wichtig sind; so lohnt es sich der Mühe, von iedem wenigstens etwas zu sagen.

Den Handel nach dem rothen Meere hat Peter van der Broecke eröffnet, der im Jahr 1630 mit 8 Schiffen dahin kam. Er brachte von da eine Ladung von 8 Millionen mit sich nach Hause, ungeachtet ihm unter Wegs ein Schiff im Feuer aufgegangen war. Von dieser Zeit an hat die Compagnie den Handel dahin unterhalten, und sie hat in Mocha eine Residenz errichtet. Der Resident ist allezeit ein Kaufmann und hat zween Buchhalter oder Aßistenten. Die gröste Handlung wird daselbst alle Jahre vom Mai biß zum August getrieben. In dieser Zeit kommen selten weniger als 90 biß 100 Schiffe aus Europa, Asien und Africa. Zu gleicher Zeit wird ein ansehnlicher Handel zu Lande getrieben, der 3 Wochen vor Ankunft der Schiffe angeht, und 4 biß 5 Wochen nach ihrer Abfahrt dauert. Dieser entsteht durch zwo Caravanen von Aleppo und Suez, die gewöhnlich aus 1000 Cameelen bestehen, und ausserordentlich viel baares Geld mit sich bringen. Hier wird mit allen Arten von Indischen Waaren gehandelt, die von allen Orten hieher gebracht werden, und dann mit Arabischer Leinwand, Räuchwerk, Edelsteinen, Aloe, Balsam, Arabischen Gummi, und vorzüglich Caffe. (allg. Welth. XXVI)

Das Vorgebürg der guten Hoffnung ist zwar in Ansehung der Handlung, die da getrieben wird, deren Hauptartikel der Capwein ist, und in

einer Spizbubenbande gesäubert hat. Indessen dünkt mich, könnten die sehr leichten Mittel, die ich angeben will, eine nüzliche, und so gar der Compagnie vortheilhafte Reform bewirken.

„Man müßte einen Commissair und fünf Rä„the von Europa nach Indien schicken, Leute auf „deren Ehre und Rechtschaffenheit man sich sicher ver„lassen könnte, und diese müßten mit hinlänglicher „Vollmacht versehen seyn. Man müßte alle die„ienigen

in Ansehung der Abgaben und Zölle, die da erhoben werden, sehr unwichtig; aber desto wichtiger wegen der Erleichterung, die die Schiffe, welche die grosse Reise in die Ostindischen Besizungen und von da nach Europa machen, auf dem Cap finden, wo sie ausruhen, und sich mit allem versehen können, auch Nachrichten aus beeden Welten finden. Ein Schiffschirurgus, van Riebeck kam 1650 zuerst auf den Gedanken, den Schiffen diese Bequemlichkeit durch Anlegung einer Colonie daselbst zu verschaffen. Er legte den Directoren der Compagnie seinen Plan vor. Diese billigten ihn, rüsteten vier grosse Schiffe aus, und übergaben ihm das Commando derselben und die Einrichtung der Colonie. So gut er den Plan entworfen hatte, so vortreflich führte er ihn aus. Die Compagnie überzeugte sich immer mehr von der Wichtigkeit dieses Postens: man versichert, daß sie 23 Millionen Gulden darauf verwandt hat, die Colonie in den Stand zu erheben, in dem sie heute ist. Gegenwärtig rechnet man auf dem Cap ungefähr 12000 Europäer, von denen ein Theil in der Hauptstadt und zween ziemlich ansehnlichen Flecken vereinigt; das übrige aber, biß auf 150 Meilen vom Hauptort der Colonie, auf dem Lande zerstreuet ist.

„ienigen Beamten, die sich daselbst im Ueberfluße „befänden, zur Rechenschaft über die Erwerbung „ihrer Reichthümer ziehen; die Hälfte des Ver„mögens von iedem, der überwiesen würde, es auf „Kosten seiner Ehre, und des Vortheils seiner Her„ren erlangt zu haben, zum Besten der Compagnie „einziehen und ihn mit der andern Hälfte nach Eu„ropa schicken. Man müßte in allen auswärtigen „Besizungen oder Comtoiren einziehen, so wohl „Statthalters, Befehlshabers oder Residentenstel„len, als die Anzahl der Diener, die da angestellt „sind. In der That, wozu braucht es denn so vie„ler Versammlungen und Sizungen des Raths? „Sie dienen ia zu nichts, als allenfalls durch die „Unterhaltung so vieler unnüzer Leute Kosten zu „verursachen. Man müßte alle Bediente der „Gesellschaft, die keine Kenntnisse und keine Ta„lente hätten, und alle Ueberzählige nach Europa „zurückschicken.

„In Batavia würde man die Oberbefehlsha„bersstelle, und die vornehmsten Regierungsgehül„fen beibehalten; die andern Bedienten aber, die „auf den Comtoiren sowohl als die Administrato„ren, müßte man zur Hälfte einziehen. Das „Quartier der Handwerksleute, oder der öffentliche „Handwerksplaz, das Werft, alle Magazine be„dürften minder kostbare Einrichtungen; man „müßte, so weit sichs thun liesse, die Aufsicht dar„über nur Leuten von bewährter Treue geben, und „ihnen, um sie vor aller Versuchung, in dieser „Treue nachzulassen, zu bewahren, ansehnliche Be„soldungen anweisen. Man müßte die Oberbe-

„fehlshabersstelle dreijährig machen, ohne iemals „diesen Termin zu verlängern. Wenn er sein Amt „niederlegte, müßte man ihn anhalten, seinem „Nachfolger Rechenschaft abzulegen, nicht nur von „seinem persönlichen Verhalten, sondern auch von „dem Betragen, und der Dienstverwaltung seiner „Untergebenen.

„Man müßte alle fünf Jahre, auf die oben „beschriebene Art, einen Commissair schicken, der, „wenn er nach Indien käme, alle nöthigen Nach„richten einziehen, alles sorgfältig prüfen, und bei „seiner Zurückkunft nach Europa, von der Lage der „Sachen getreuen Bericht abstatten müßte.

„Man müßte dem Oberstatthalter und den „Gliedern des Raths stärkere Besoldungen geben; „und in Absicht auf die Etiquette des Indischen „Ceremoniels irgend eine gute Einrichtung treffen, „die mehr Anstand hineinbrächte, und es vom Lä„cherlichen befreite. Unter allen diesen Aenderun„gen ist nicht eine, die nicht zur Ehre und zum „Vortheil der Compagnie gereichte, und man wür„de sie nicht wohl der Ungerechtigkeit beschuldigen „können, wenn sie die Hälfte von dem wieder zu„rück nähme, was untreue Diener durch ihre Be„trügereien, und abscheuliche Räubereien ihr ent„wendet haben. Freilich würde sie dadurch auf ein„mal unermeßliche Summen bekommen; aber es „würde auch nichts als ihr eigenes Geld sein, das „sie zurück nähme.

„Endlich müßte man sich auch in Holland „nicht so ganz und gar auf die Berichte eines ein-

„zigen

„zigen Mannes, des Advocaten der Gesellschaft, „verlassen. Besonders, weil es nicht nur kommen „kann, daß dieser Mann von dem Zustand der Sa„chen nicht recht unterrichtet ist, sondern weil auch „diese so vielfach, und so ausgebreitet sind, daß er un„möglich alles übersehen, und einen genauen Be„richt, von dem was vorgeht, machen kann; und „endlich, weil das Sachen sind, die nicht bloß die „Talente eines einzigen, sondern mehrerer Männer „erfordern, die alle vollkommen unterrichtet sein „müssen. Ueberdas kann man sich nicht so sicher dar„auf verlassen, daß dieser Advocat, der alle diese „Sachen in ihren kleinsten Theilchen berichtigen soll, „immer eine unbestechliche Treue behaupten werde; „und wenn er sich einmal durch den Glanz des Gol„des blenden läßt: so hat die Compagnie nichts als „Gefahr und Verlust davon zu erwarten, wegen „der falschen Berichte, die er von dem Zustande der „Handlung und der dabei angestellten Personen ma„chen kann. Es ist wenigstens sicher, daß man „nicht ohne Ursache in Indien selbst so viel Achtung „gegen denienigen zeigt, der diese wichtige Würde „in Holland begleitet. Man hat in Indien mehr „als einmal gesehen, daß einer der Freunde des „Advocaten ein glänzendes Glück, auf ein bloses „Empfehlungsschreiben von ihm, gemacht hat. „Ueberhaupts macht man da erstaunlich viel aus sei„ner Empfehlung, sie vermag mehr als eine von „Sr. Hoheit selbst. *)

* Der Verf. scheint in seinen **Vorschlägen** nicht so glücklich zu sein, als in seinen Bemerkungen. Gegen seinen Vorschlag, alle fünf Jahre einen Com-

Schiffahrt. Alle Jahre gehn ungefähr 30 Schiffe nach Indien, deren iedes gewöhnlich mit 230 — 250 Mann besezt ist. Die meisten der Officiere auf denselben sind gemeiniglich schlechte Leute.

Da

Commissär nach Indien zu schicken, läßt sich alles das einwenden, was er selbst gegen den Advocaten der Compagnie erinnert. Bei dem Commissär und den fünf Räthen, die die Reform vornehmen sollen, erinnert er selbst, daß es Leute sein müssen, auf die man sich vollkommen verlassen könnte; aber sechs Personen zu finden, von denen man völlig überzeugt sein kann, daß sie alle zu einem so wichtigen, weitläufigen und schweren Geschäfte nöthige Rechtschaffenheit und Kenntnisse besizen, ist wahrhaftig so leicht nicht.

Ueberhaupts macht unser Verf. in diesem Abschnitt eine sehr kleine Figur neben Raynal, dessen Vorschläge man im 2ten Buche seines Werkes, gegen das Ende nachlesen kann. Er dringt hauptsächlich darauf, daß es der Compagnie vortheilhafter sein würde, den Indischen Handel Privatpersonen zu überlassen, und eine allgemeine Handelsfreyheit zu gestatten, als ihr Commerz auf die matte Art, wie sie ietzo thut, fortzutreiben. Der oben öfters angeführte Holländische Patriot hat in einem zweiten Gespräche auch Mittel gegen den Verfall der Compagnie vorgeschlagen; ich habe es aber nicht zu Gesichte bekommen können.

Uebrigens hat die Compagnie unstreitig Ursache, auf eine Verbesserung ihrer Lage zu denken. Nach Raynal beläuft sich iährlich ihr Gewinn, so weit es möglich ist ihn zu verfolgen, auf 12 Millionen und 700000 Gulden. Ihr gewöhnlicher Aufwand in Indien beläuft sich auf 9 Millionen und 300000 Gulden, in Europa auf 1500000, und ihre Dividende auf 1665000.

Folg-

Da sie von Kindheit auf als Matrosen erzogen worden sind, betrachten und treiben sie die Schiffahrt als ein bloses Handwerk. Man giebt ihnen die genausten Vorschriften mit, so daß sie immer wissen, was sie für einen Lauf zu machen haben; und in so fern kann man sagen, daß sie blose Maschinen sind. Die meisten von ihnen, vielleicht alle sogar, besizen keine gründliche Kenntniß ihrer Kunst; so daß man behaupten darf, die Compagnie habe die Erhaltung des größten Theils ihrer Schiffe, bloß der Güte der Anweisungen zu danken, die sie diesen Seefahrern giebt, und von denen diese sich nicht entfernen dürfen, und nicht einmal könnten. Für das aber was ihnen in der Wissenschaft ihrer Kunst abgeht, besizen sie in hohem Grade eine andere; die Kunst nehmlich mit Energie zu schwören, sich wie Sackträger auszudrücken, und diejenigen, die unter ihnen stehn, tüchtig abzuprügeln. Die Officiere sind:

Der Patron oder Maitre, der als Oberhaupt mit dem Capitainstitel beehrt wird.

Folglich bleiben ihr zur Bestreitung der Ausgaben, die durch Kriege, Feuersbrünste der Magazinen, Verlust der Schiffe, und andere Unglücksfälle verursacht werden können, nicht mehr als 235000 Gulden übrig.

Von dem schlechten Vertheidigungszustande, in dem sich die Besizungen der Compagnie, sowohl wegen ihrer theils elenden, theils verfallenen Befestigungen, als wegen der geringen Anzahl und der Muthlosigkeit ihrer verachteten Soldaten, befinden, macht Raynal eben die Beschreibung, wie unser Verfasser. Auch er behauptet, daß es den Franzosen, oder Engländern leicht sein müßte, der Compagnie ihre sämtlichen Besizungen wegzunehmen, wenn sie es versuchen wollten.

Ein Obersteuermann,
Ein Untersteuermann,
und zween Hochbootsmänner (Contre-Maitres.)

Die Gewalt, die sie auf ihren Schiffen ausüben, sollte wohl mehr eingeschränkt sein, denn nichts ist unleidlicher als die Art, mit der diese groben und unwissenden Kerls gouverniren. Hundertmal während der Reise hört man den Patron im hochmüthigsten Tone wiederhohlen: Ich bin der Commendant des Schiffs. Er entscheidet allemal; und allemal muß man ihm auch Recht lassen. Die andern Officiere copieren ihn getreulich, und betragen sich gegen ihre Subalternen, wie er sich gegen alle beträgt.

Alle ihre Reden sind gemeiniglich mit folgenden emphatischen Redensarten gewürzt: Das ist erstunken und erlogen; Schwere Noth, Tausend Sak = =, geh zum T = = =, und so weiter. Daher ist ieder Mann von Erziehung zu beklagen, der am Bord solcher Schiffe, als Passagier, oder Unterkaufmann, oder Assistent nach Indien gehen muß. Man begegnet ihm da mit der äussersten Verachtung, man betrügt und beleidigt ihn auf alle Art, in Absicht seiner Sachen und seiner Person; und wegen tausend Ursachen, und tausend Possen, die man ihm spielt, bringt er alle Tage in Verdruß und Langeweile zu, so lang die Fahrt dauert. Er bleibt fast immer in der Kabane oder Kooi *) eingesperrt; und um ihn auch da zu quälen,

*) Ein kleiner Verschlag von Brettern hinten am Schiff oder auf der Seite für Bootsknechte und andere Schiffsbediente, um darinn zu schlafen. Meusel.

len, und ihm seinen Aufenthalt darinn noch unerträglicher zu machen, lassen diese elenden Seelen durch die Matroseniungen einen fürchterlichen Lärm machen. Wenn er sich manchmal darüber beklagt, antwortet man ihm: Ei tausend Sack = = bilden sie sich denn ein, daß diese iungen Schäker nicht auch ihre Freiheit haben müssen? Das ist noch nicht alles; denn am Ende kann man iedoch nicht immer eingesperrt bleiben; man muß sich also schon manchmal entschliessen, sich von dem lärmenden und ungezogenen Geplauder aller dieser brutalen Kerle, die Ohren voll schreien zu lassen; man muß immer an der gemeinschaftlichen Tafel mit ihnen speisen. Und, lieber Gott, was ist das für eine Tafel! Der Vorrath, den der Patron kauft und an Bord nimmt, ist gewöhnlich höchst schlecht: der Koch ist ein Tölpel, der nichts zuzurichten versteht; ein schmuziger, und unbehülflicher Matrose hat gemeiniglich für das, was auf die Tafel kommen soll, zu sorgen. Statt eines Tischtuchs hilft ein schmuziges und grobes Seegeltuch den Eckel noch vermehren. Kurz der Patron giebt im Grunde gar nichts, von dem, was die Gesellschaft für die Tafel bestimmt.

Aber ist es nicht zum Erstaunen, daß nicht ein einziger Mann in den Diensten der Compagnie ist, der die Küche versteht, und für den Einkauf sorgen kann: zwei Stücke an denen bei allen andern Nationen nichts fehlt. Auch kann man die meisten Krankheiten, die auf unsern Schiffen herrschen, der elenden Zubereitung der Speisen zuschreiben. Die Matrosen leiden darunter am meisten, ihr Essen ist selten gut gekocht, und allemal unreinlich

zuge=

zugerichtet; denn man kümmert sich eben so wenig um die Reinlichkeit im Essen als um die gute Zubereitung. Ich bin demnach der Meinung, daß man auf iedem Schiffe durchaus zween Köche, und drei Kücheniungen, die alle ihre Sachen gut verstünden, haben sollte; man müßte auch mehr auf die Zurichtung der Fleischspeisen, auf die Reinlichkeit der Gerichte und Geschirre, und besonders auf die Erhaltung der Sauberkeit in der Küche bedacht sein.

Man hat nun gesehen, wie die Schiffsofficiere der Gesellschaft bei ihrer Abreise von Europa zu Werke gehn; in Indien selbst ist das noch viel ärger. Da raubt ieder so viel er kann und weis. Die Schiffspatrone nehmen mit vollen Händen Taue, Seegel, Anker, alles wird verkauft; und dann giebt man es für abgenuzt oder verlohren an; eine Wirthschaft, die eine tüchtige Reform brauchte. Man müßte auch für die Ruhe und Sicherheit derer, die dahin reisen, als der Passagiere, Unterkaufleute, Assistenten, und dergl. sorgen. Und in Ansehung der armen Matrosen muß man sich wundern, daß sich noch welche finden, die der Holländischen Compagnie dienen mögen.

Der Verfasser hat hier eine kurze, aber wahre Schilderung geliefert. Ihm liegt wenig daran, ob man sein Werk billige oder mißbillige. Er will sich keine Stimme erbetteln; und man mag sein Buch tadeln oder verdammen, er wird so gleichgültig dabei sein, als wenn man es mit Lobpreisungen erhoben hätte. Das eine wird ihn so wenig niederschlagen, als ihn das andere aufrichten würde. Er hat es geschrieben — weils ihm gefiel es zu schreiben.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Vogel, Paul Joachim Siegmund, 1753-1834 [Übersetzer] [Verfasser von ergä
nzendem Text] / Vogel, Paul Joachim Siegmund, / Grattenauer, Ernst C.,

Gegenwärtiger Zustand der Besizungen der Holländer in Ostindien aus dem
Französischen mit einer Einleitung und Anmerkungen vom Uebersezer

Nürnberg 1781

J.austr. 62#Beibd.1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10543429-2
VD18 1478209